Mai
1953



DER MARIENBOTE



Maria voll der Gnaden

F. W. Weber

Maria, Mutter, reine Magd,
All unsre Not sei dir geklagt,
Denn du bist voll der Gnaden;
Fürbitterin bei deinem Sohn,
Sieh' her, wir knien an seinem Thron
Mühselig und beladen.

Beladen mit ererbter Schuld,
Mit eigner Schuld und Ungeduld,
Wir schwachen Erdenwaller!
Wie unwert wir der Hilfe sind,
Du hilfst uns doch, du bist so lind,
Und du erbarmst dich aller.

Sprich du für uns zu unsrem Herrn,
Dich liebt er ja, dir horcht er gern,
Dir kommt er gern entgegen!
Nach seinem Rat ward dir zuteil
Ein reicher Hort von Huld und Heil,,
Ein volles Maß von Segen.

O spende du und wende du
Des Segens uns ein Kleines zu,
O bitte, weil wir flehen.
Du wirst erhört, du unser Hort;
Wie kann der Sohn dem sanften Wort
Der Mutter widerstehen?

Du kennst des Lebens Bitterkeit,
Den harten Drang, den schweren Streit
Auf diesen Erdenpfaden:
Maria, Mutter, reine Magd,
All unsre Not sei dir geklagt,
Denn du bist voll der Gnaden.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang 15. Mai 1953, Battleford, Sask. No. 8

Dies und Das

„Daß es eine Sünde gibt" Während unserer Kindheit schon hat man uns vom Heiligen Geist erzählt, der mit mächtigem Brausen über die Apostel kam und sie erfüllte mit Seinen Gaben. Sie begannen plötzlich in fremden Sprachen zu reden, so daß Parther, Meder, Elamiter, Mesopotamier, Kappadozier und die aus Judäa, aus Asien und aus Ägypten erstaunten. Je länger die damals aus aller Herren Länder nach Jerusalem gekommenen Juden den vom Heiligen Geist ergriffenen Aposteln lauschten, um so unruhiger, um so stürmischer wurde ihre Verwunderung: Sie hörten sie nicht nur in ihrer eigenen Landessprache, sie hörten sie in der Muttersprache der Menschheit zu sich reden, in der großen, so selten gehörten Sprache der Liebe. Und es wurde wahr, was Christus vorausgesagt: „Wenn Er kommt – der Heilige Geist – wird Er der Welt zum Bewußtsein bringen, daß es eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit" – und eine Liebe!

Dreitausend Menschen drängten sich sofort an die Apostel heran und baten um die Taufe.

Das hat man uns schon während unserer Kindheit erzählt. Inzwischen sind wir erwachsene Menschen geworden. Wir sind getauft, wir sind gefirmt – daß aber auch wir den Heiligen Geist empfangen haben, scheint uns vollständig unbekannt zu sein. Unsere Welt sieht auch gar nicht danach aus, als wenn sie einmal vom Heiligen Geiste bereichert worden sei. Weder der Welt noch uns selbst scheint es jemals so ganz ernst zum Bewußtsein zu kommen, daß es wirklich und wahrhaftig eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit und eine Liebe.

An einen Gott glaubt man heut wohl schon noch. Mit dem Glauben an die Tatsache der Sünde sieht es jedoch anders aus. Daß Sünde Gottbeleidigung, und daß Gottbeleidigung das Allerschlimmste sei, was dem Menschen zustoßen könne, gilt heute als „Lehre aus dem finsteren Mittelalter". Unser Zeitalter gibt sich alle Mühe, diese Lehre ein für alle mal aus der Welt zu schaffen. In Schulen, Büchern und Zeitungen, in Film und Radioprogrammen wird uns ununterbrochen beigebracht, daß gut sei, wer patriotisch, wer kameradschaftlich, wer stets als Gentleman handle und fleißig bei allen Sammlungen mithelfe, während jeder, der dem „anderen Lager" angehört, als schlechter Mensch zu betrachten ist.

Also nicht mehr das heilige oder unheilige Verhältnis zu Gott macht gut oder schlecht, sondern der Wahlzettel, die Volkszugehörigkeit, die Geldbörse, das „Kameradschaftliche", das nach modernem Sit-

tengesetz befiehlt: Nicht nur im Guten, auch im Bösen mußt du mitmachen!

Bosheiten kommen auch im eigenen Lager vor. Das gibt auch unser Jahrhundert zu. Diese Bosheiten, so werden wir belehrt, (und so wird es unseren Kindern in den religionsfreien Schulen eingetrichtert), stammen jedoch nicht aus der Unfrömmigkeit des Menschen. Beim Menschen sei vieles erblich: Musikalische und kaufmännische Talente, der Trieb zum Stehlen, die Lust am Lügen, Unmäßigkeit des Fleisches. Was angeerbt ist, lasse sich nicht durch Beten und Frommwerden besser machen. Nicht der Beichtstuhl und auch nicht die heilige Kommunion seien dem modernen Sünder notwendig, sondern ein guter Psychiater, ein Arzt für Gemütskranke, der durch geschicktes Fragestellen (Psychoanalyse oder Seelenzergliederung), durch elektrisch verursachte Nervenerschütterung und durch Spritzen den Menschen von seiner Sündhaftigkeit und von seinem Schuldbewußtsein befreie.

Was hier gesagt ist, mag so manchem eigenartig klingen. Schon möglich, daß man hier oder da sagt: Davon habe ich aber noch gar nichts gehört. So schlimm wird die Sache wohl denn doch nicht sein. Zu gleicher Zeit hören es aber seine Söhne und Töchter in den religionslosen höheren Schulen. Kann schon sein, daß sie einen Lehrer haben, der ihnen etwas anderes sagt, wie zum Beispiel: Sünde gibt es nicht. Ihr glaubt an eine Sünde, weil euch dieser Glaube von Kindheit an anerzogen wurde. Ziel der modernen Schule ist, wegerziehen, was falsch ist. Mit anderen Worten: Der Welt zum Bewußtsein zu bringen, daß es keine Sünde gibt!

Buch, illustrierte Wochenblätter, Roman, Film und Radio helfen, das Werk zu vollenden. Dort müht man sich zu zeigen, daß alles was das Christentum gut nennt, in Wirklichkeit „böse", und was bisher als böse gegolten, gut sei, begehrenswert und höchst wertvoll. Fleischeslust, die keine Grenzen kennt, nennt man „Lebenskraft". Unsauberkeit des Körpers und schmutzige Wäsche sei die einzige Sünde des Fleisches. Unsittlich sei eheliche Treue, wenn man sich in eine andere Person verliebt. In solchen Fällen sei Ehescheidung Pflicht. Willenskraft müsse der Mensch haben, drum dürfe er im Kampf um seine Ziele nicht nachgeben. Die Mittel, die er dabei gebrauche, seien durch den Zweck geheiligt, und somit frei von aller Sünde.

Und so geht es weiter, in tausend schönen Worten und begleitet von ergreifender Musik, bis wir endlich glauben. Bis es uns endlich zum Bewußtsein kommt, es gäbe vielleicht wirklich keine Sünde. Der Mensch habe das Recht und die Pflicht, unter gewissen Umständen zu lügen, zu betrügen, zu hassen, zu essen, zu trinken, zu tanzen und viele andere Dinge zu begehen.

Wo der Mensch nicht mehr weiß, daß Sünde in ihrem eigentlichen Sinne Abkehr von Gott ist, da weiß er auch nicht mehr „daß es eine Gerechtigkeit gibt, ein Gericht" und eine Liebe.

Die Welt war immer schon vom unheiligen Geist besessen. Daß nun aber auch die Christenheit nichts mehr vom Heiligen Geist zu wissen scheint, trotz des Sakramentes der Firmung, das wir einstens empfangen, ist erschütternd. Im Grunde genommen sollte die Firmgnade dasselbe in uns hervorbringen, was die Herabkunft des Heiligen Geistes am ersten christlichen Pfingstfest in den Seelen der Apostel gebar.

Um das zu verstehen, müssen wir uns einer Sache ganz klar werden: Das Sprachenwunder war nicht das Bewunderungswerteste an den vom Heiligen Geist ergriffenen Aposteln. Nicht die Sprachengabe, sondern die plötzliche Wandlung der Apostel vom einfachen Fischermann zum Gotteskämpfer und zum Heiligen ist das Größte aller Pfingstwunder. Gestern noch ein vollständig ungeschulter Fischer, und heute voll von einer Weisheit, daß wir jetzt noch Bücher über die Briefe dieser Apostel schreiben. Gestern noch zitternd vor Angst vor den Juden „hinter verschlossenen Türen", wie die heilige Bibel sagt, und heute, am Pfingstfest, als Mann von reifestem Gottesmut, als Prediger Jesu Christi vor den Erzfeinden des Gottessohnes. Gottesmord warfen die vom Heiligen Geiste glühenden Apostel den Juden vor. Man peitschte sie, doch sie predigten weiter, bekehrten Tausende, bis sie am Kreuze oder im Siedekessel starben. Sie gaben nicht nach; sie bauten Christentum und sie hämmerten es den Menschen ein, daß es wirklich und wahrhaftig eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit, ein Gericht, und eine große, schon von den Propheten besungene göttliche Liebe.

Dieses Pfingstwunder der inneren Wandlung vom Halbchristen zum Vollchristen, vom Sünder zum Gottesgetreuen, vom hinter verschlossenen Türen Sitzenden zum gottbegeisterten Führer aus Sündennacht zum Lichte der ewigen Gesetze des Himmels ist uns durch die Firmung ins Herz gelegt worden.

Wo die Firmung unwirksam bleibt, wo man nichts in sich spürt von neuer Freude am Gottloben, am Gottdienen und Gottkämpfen, da mangelt es

an Einem: An der ehrlichen Hingabe an Gott! Man kann nicht zwei Herren dienen. Man verschreibt sich entweder seinem Gotte, oder – man verliert sich in den Auswüchsen seiner eigenen Selbstsucht. Man macht Gott zum Mittelpunkt seines Lebens, oder – man stellt sich selbst dorthin, wo der Dreieinige Gott sein sollte.

Wo das geschieht, da kann von einer Pfingstwandlung der Herzen selbstverständlich keine Rede sein. Da bleibt man, wie man ist – nein, man wird immer mehr Sklave seiner Triebe, seiner Nerven, seiner Selbstsucht. Und immer seltener kommt es einem zum Bewußtsein, daß es eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit und ein Gericht.

Der Fromme hofft inzwischen demütig auf das Wort des Heilandes von der Liebe. Auch diese Liebe gibt es. Die große, erbarmende, Herz und Seele umwandelnde Liebe des Herrn, die da weißer macht als Schnee jede noch so sündenfinstere an Gott sich wendende Seele.

Wolle der Heilige Geist erneuern das Antlitz jeder Menschenseele, auf daß die Erde wieder anbete, was wir am Dreifaltigkeitssonntag feiern: Den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist!

– Der Schriftleiter

Zur Maienkoenigin

Maikönigin, Dein Lob, es sprießt
Im Herzen auf der Maienzeit,
Es schmückt das Herz noch, wenn verfließt
Der Mai in's Meer der Ewigkeit.

Ach, alle Erdenmaienpracht
Mit Duft und Sang und Sonnenglanz,
Sie sinket bald in öde Nacht,
Verwelkt, verstummt, vergessen ganz!

Wie bald verweht der Blüten Duft,
Wie bald ist welk ihr Haupt geneigt,
Von Hagel, Sturm und Winterluft,
Geknickt, zerrissen und gebleicht!

Doch Deine Zier, o Jungfrau hehr,
Blüht ewig frisch im Himmelsmai!
Dein Gnadenduft weht zu uns her,
Wenn unser Mai schon längst vorbei!

Und Deine Macht, o Himmelsmaid,
Weckt Blütenpracht und Liederklang
Im Herzen, das sich Dir geweiht,
Die dauern all' sein Leben lang.

Drum sei hinfort gegrüßt, gelobt
An jedem Tag, zu jeder Zeit,
Ob Frühling lacht, ob Winter tobt,
In Fried' und Freud' in Leid und Streit!

Es folgt ja stets im Erdenland
Auf Freudenpracht nur Leid und Nacht:
D'rum reich uns, Mutter, Deine Hand,
Bis wir den Erdenlauf vollbracht.

An Deiner Hand zieh' uns empor,
Wenn uns're Pilgerzeit vorbei,
Daß wir mit aller Sel'gen Chor
Dich grüßen dort im ew'gen Mai!

Nun strahlen wieder Kerzen auf dem Maialtar,
Und Blumen blühn vor deinem süßen Bild;
Helljubelnd singt dir deine gläub'ge Schar:
„Gegrüßt seist du, Maria, Mutter mild.“ –
Ich trag dein Bild ganz tief in meiner Seele,
Und meine Liebe sei dir Kerzenschein;
Sei du mir Licht, daß ich den Weg nicht fehle,
Laß mich dein Kind an deinem Herzen sein.

Irene Leß

50 Fuenfzig Jahre Priester 50

Am 21. Mai 1861 starb der Diener Gottes Bischof Eugen De Mazenod, Stifter der Missionsgenossenschaft der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria.

Zweiundvierzig Jahre später, am 21. Mai 1903, war in unserem Oblatenseminar zu Hünfeld, Deutschland, Priesterweihe. Unter den Neugeweihten befanden sich drei den deutschsprechenden Katholiken Westkanadas sehr gut bekannte Oblaten: Die Patres Theodore Schweers O.M.J., Peter Habets O.M.J. und der inzwischen verstorbene Pater Joseph Schulte O.M.J.

Am 21. Mai dieses Jahres werden die Patres Schweers und Habets nun ihr Goldenes Priesterjubiläum begehen. Pater Schweers in der St. Michaels Gemeinde zu Tramping Lake, Sask., wo er immer noch Pfarrer ist, und Pater Habets in unserem Priesterseminar zu Battleford.

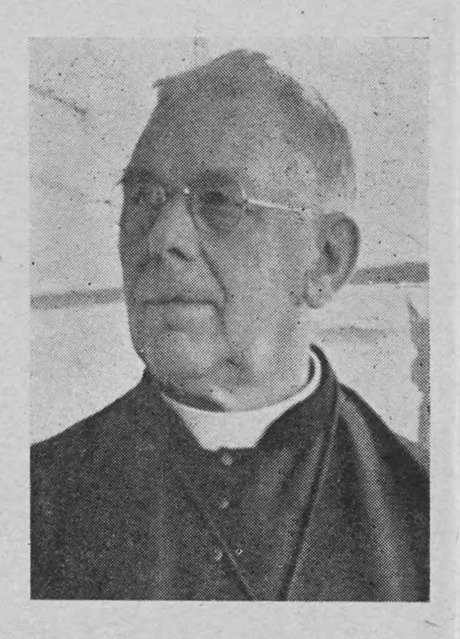
*

Es war anfangs Mai des Jahres 1905, also vor 48 Jahren. Durch die Straßen der damals noch winzigen Ansiedlung Saskatoon ging ein Oblatenpriester, der erst im Jahre vorher nach Kanada gekommen war. Es war der junge Pater Schweers O.M.J. Geboren am 15. Oktober 1875 in Essen, Deutschland, entschloß er sich ziemlich plötzlich, der Genossenschaft der Oblatenpatres beizutreten. Er war bereits 28 Jahre alt, als er die hl. Priesterweihe erhielt.

Kurz nach seiner Priesterweihe besuchte Bischof Pascal O.M.J. das Seminar von Hünfeld. Pater Schweers hatte die Begrüßungsrede der Oblatenseminaristen zu geben. Sie muß dem westkanadischen Oblatenbischof Pascal gefallen haben, denn Bischof Pascal bat, ihm diesen Pater mit nach Kanada zu geben.

Im Jahre 1904 war Pater Schweers bereits in unserem weiten Westen. Er weilte zunächst einmal in Prince Albert, wurde 1905 nach Fisch Creek, Sask. gesandt, um dort den bereits verstorbenen Präriemissionar Pater A. Forner O.M.J. zu helfen. Im Mai 1905 war P. Schweers in Saskatoon. Dort traf er auf der Straße drei deutschsprechende Männer, die er anhielt und nach dem Woher und Wohin befragte. Die Männer erzählten ihm, sie seien katholisch und befänden sich auf dem Weg nach einem Plätzlein in der Prärie, das auf der Regierungskarte „Tramping Lake" genannt sei. Dort wollten sie und andere sich niederlassen.

Da man annahm, sich ganz in der Nähe dieses unbekannten Tramping Lake Gebietes zu befinden, lud man Pater Schweers ein, mitzukommen, um sich die neue katholische Siedlung deutschsprechender Farmer einmal anzusehen. P. Schweers war sofort bereit, mitzukommen. Diese Siedlung interessierte ihn. Er schloß sich den reisenden Siedlern an, und die Fahrt ging los. Sie dauerte jedoch nicht, wie man es sich ausgerechnet hatte, ein paar Stunden: Man war erst nach drei und einem halben Tage schwieriger Fahrt über regenaufgeweichte Wege und durch endlose Weiten an Ort und Stelle. Der Weg war 125 Meilen weit.



Pater Theodor Schweers O.M.J.

Es war der 11. Mai 1905. Pater Schweers war im Tramping Lake Gebiet, Sask., angekommen und gab somit, ohne es zu wissen, der heute blühenden St. Josephskolonie ihre Geburtsstunde. Ungefähr eine Woche später war P. Schweers wieder in Saskatoon, wo er dem guten Bischof Pascal sein „Verschwinden" zu erklären hatte. Bischof Pascal verstand jedoch sofort worum es sich handelte. Er sandte P. Schweers zurück in die Prärie. Pater Schweers blieb bis 1913 in Tramping Lake.

Die von ihm dem hl. Joseph geweihte Kolonie begann inzwischen zu wachsen und zu blühen.

Heute erstreckt sie sich über ein Gebiet von 100 Meilen Länge und 60 Meilen Breite. In den 25 Pfarreien und Missionen arbeiten 18 Oblatenpatres, sieben alte Hünfelder Patres und elf in Battleford geweihte Oblaten. An den Grenzen der St. Josephskolonie liegt unser Battleforder Oblatenseminar, das als Krone der Oblatenarbeit in der Kolonie im Jahre 1932 eröffnet wurde.

Im Jahre 1913 wurde der Gründer der St. Josephskolonie, P. Schweers nach Allan, in der Nähe von Saskatoon, gesandt, wo er die dortige schöne St. Aloisiuskirche baute. Am 15. September 1930 war P. Schweers wieder in der Kolonie, dieses Mal in der St. Antoniusgemeinde zu Großwerder. Zwei Jahre später wurde er zum Oberen des Distriktes ernannt und nach Denzil versetzt. Von dort ging er acht Jahre später wieder zurück nach Tramping Lake.

Wo Pater Schweers vor 48 Jahren begonnen, lebt er heute als Pfarrer einer inzwischen modern gewordenen Gemeinde. Dort wird er auch im Beisein des hochwürdigsten Herrn Bischof Klein von Saskatoon und im Kreise vieler Freunde am 21. Mai sein Jubiläumsamt feiern.

P. Schweers fühlt sich in der St. Josephskolonie wie in seinem Reiche. In jener ersten Nacht auf dem Wege von Saskatoon nach dem unbekannten Tramping Lake Distrikt, als P. Schweers auf holprigem Wagen saß, den Kopf voller Sorgen, was wohl der Bischof von seinem plötzlichen Verschwinden halten werde, hatte er überhaupt keine Ahnung von dem, was die göttliche Vorsehung im Sinne hatte. Heute, nach 48 Jahren schwerer Präriearbeit, dankt er dem hl. Joseph immer wieder



Pater Schweers vor der Statue U.L.F. von Cape

für diese „Reise ins Ungewisse".

Gern erzählt P. Schweers über seine ersten „Präriejahre". Damals war alles anders. Der Weg bis zum nächsten Geschäft und Postamt war 60 Meilen lang, von Tramping Lake bis nach Battleford. Und es war wahrhaftig kein „Highway", den man da zu fahren hatte, um sich sein Mehl, seine Post, Bauholz, Nägel und alles andere zu holen. Im Winter 1906 war P. Schweers verschollen. Wilde Schneestürme hatten sein Hüttlein auf einsamer Prärie – der nächste Nachbar lebte sechs Meilen entfernt – vollständig unter den Schneemassen vergraben. P. Schweers hatte sich bereits seinem Schicksal ergeben. Er saß im kalten Haus, die Nahrungsvorräte waren verzehrt. In letzter Minute wurde er von einer Runde der kanadischen berittenen Polizei gefunden. Drei Farmer erfroren und verhungerten in jenen Tagen im Tramping Lake Gebiet.

Wolle Gott uns den ehrwürdigen Jubilar segnen und ihn noch recht lange bei Gesundheit erhalten. Viele unserer Neukanadier sind etwas enttäuscht, wenn sie hier im Westen ankommen. Sie hatten einen „wilden Westen" erwartet und sehen nun, daß es hier gar nicht mehr so wild ist. Jeden-

falls gibt es hier keine Indianer- und Trapperkämpfe mehr.

Will man etwas sehen, das uns aus dem ursprünglichen „Westen" zurückgeblieben ist, dann schaue man nur in so ein Präriepriester-gesicht wie das unseres hochw. Jubilanten. Von Indianern und Trappern steht dort nichts geschrieben. Wohl aber von Jahrzehnten schwerster Pionierarbeit für Gott, für die ersten Siedler und für den Aufbau des heute modernisierten Westens. Was P. Schweers unter unseren Leuten und für unsere Leute getan, hat Entbehrungen und Opfer gekostet, von denen sich die jüngeren Generationen und die Neuangekommenen keine Vorstellung machen können.

Es war jedoch für Gott getan. Gott wird auch den Lohn auszahlen. Wir Oblaten der St. Marienprovinz sind stolz auf unseren P. Schweers. Was er geleistet, können wir ihm nicht so leicht nachtun. Sein größtes Werk, die St. Josephskolonie, wird bleiben. Und so lange sie bleibt, wird auch der Name des Paters „Theodor Schweers O.M.I." nicht der Vergessenheit verfallen.

Gottes reichste Gnaden und Marias und Josephs Segen zum goldenen Priestertag dem Jubilar!

* * *

So möcht ich leben,
daß ich hätte, wenn ich sterbe,
Gelebet mir zur Lust
und andern nicht zum Leide.
Fr. Rückert

*

Wenn du der Stunde dienst,
beherrschest du die Zeit;
Wirk' auf den Augenblick!
Fr. Rückert

Ganz andere Wege führte die göttliche Vorsehung den zweiten unserer Priesterjubilare, Pater Peter Habets O.M.I.

Der Schreiber erinnert sich noch seiner theologischen Studienjahre in Europa. In unserem Seminargesangbüchlein gab es so manche Hymne, die von einem gewissen P. Peter Habets O.M.I., wie es über dem Text hieß, komponiert war. Große Leute wie Komponisten, Schriftsteller, Theologen usw. stellt man sich immer als strenge, unzugängliche Menschen vor. Als der Schreiber im Jahre 1937 zum ersten Mal mit P. Habets zusammenkam, staunte er doch. Er konnte sich kaum denken, daß dieser weißhaarige, verschmitzt lächelnde damalige Pfarrer von Cosine, Sask., jener Musiker sein sollte, dessen streng gehaltene Melodien im europäischen Priesterseminar gesungen wurden.

Pater Habets war am 29. Juni 1878 in Aachen, Deutschland, geboren. Am 21. Mai 1903 zusammen mit Pater Schweers zum Priester geweiht, kam er im September 1904 nach Kanada. Er blieb bis 1906 an der Universität von Ottawa, beschäftigt mit dem Studium und mit Vorlesungen über Musik. Von 1906 bis zum April 1909 sehen wir ihn in der St. Mariengemeinde zu Regina. Drei Jahre später sandten ihn seine Oberen nach Winnipeg, wo Pater Habets die Redaktion der „West-Kanada" übernahm. Von November 1913 bis Oktober 1915 war P. Habets Pfarrer von Windhorst, Sask., von Oktober 1915 bis Oktober 1917 wieder in Winnipeg, um dann nochmals nach Windhorst zurückzukehren. Dort blieb er bis zum August 1932, als er zum Pfarrer von Cosine, Sask. ernannt wurde. Sechzehn Jahre



Pater Peter Habets O.M.I.

lang blieb P. Habets im einsamen St. Peter Pfarrhaus zu Cosine. Seit 1948 ist er, wie man sagt, in Regina „im Ruhestand". Er hilft aber immer noch, wo man ihn braucht, und das geschieht ziemlich oft.

Pater Habets' Priesterlaufbahn ging andere Wege als die des P. Schweers. Weitbekannt ist er als Musikkenner, als Komponist und als theologischer Denker. Über seine Arbeit auf dem Gebiete der Musik kann eigentlich nur er selbst schreiben – oder jemand, der gleich ihm Fachmann darin wäre. Die viele rein geistige Arbeit, mit der er sich sein Leben lang beschäftigte, bewogen seine Vorgesetzten, ihn zum Schriftleiter der während des ersten Weltkrieges eingegangenen „West-Kanada" zu ernennen. Dort diente er der katholischen Sache des Westens mit großem Können und klugem Urteil.

Nach dem deutsch-kanadischen Katholikentag des Jahres 1909 stellte der damalige Abt Bruno

der Benediktinerabtei von Münster, Sask., den Antrag, einen Verein für die deutschen Katholiken des Westens ins Leben zu rufen. Pater Habets wurde beauftragt, das Arbeitsprogramm und einen Entwurf der Statuten des vorgeschlagenen Volksvereins aufzusetzen. Die Frucht dieser Arbeit sollte sich gar bald zeigen. P. Habets hatte als vierten Punkt des Arbeitsprogrammes die Einwanderungsfrage gesetzt. Der neue Volksverein sollte unter anderem auch eine wohl geplante Einwandererfürsorge pflegen. Unter den vielen sich in Europa zur Einwanderung meldenden Leuten mußte Auswahl getroffen werden, da sich ja nicht jeder für Pionierarbeit auf Präriefarmen eignet, und hier in Kanada war es Aufgabe des Volksvereins, die Neuangekommenen anzusiedeln.

Nicht lange konnte P. Habets dem Volksverein tätig angehören. Da die Hauptleitung des Vereins von Winnipeg nach Regina verlegt wurde und P. Habets in Winnipeg zu verbleiben hatte, schied er am Katholikentag des Jahres 1911 aus dem Verein aus. Sein Herz und sein Interesse für den Verein blieben jedoch. Durch seine Arbeit als Schriftleiter der „West-Kanada" sowie auch durch seinen weisen Rat, um den man ihn sehr oft anging, half er dem Verein in seiner Betätigung und in seiner Entwicklung nach Kräften.

Da P. Habets sehr vorsichtig im Berichten über seine eigenen Lebensschicksale ist — er redet immer „von der Sache" der er gedient, fast nie von sich selbst — läßt sich nicht leicht etwas über ihn erzählen. Aus alten Zeitungen und aus dem Ansehen, das ihm von Männern des öffentlichen Lebens (Saskatchewans königlicher Vertreter, Mr. Patterson, ist z.B. ein persönlicher Freund des Jubilars) und von Priestern gezollt wird, können wir ersehen, daß er einmal eine wichtige Rolle im katholischen so wie im politischen Leben (z.B. bezüglich der Schulfrage) des Westens eingenommen haben mußte.

Heute blickt er schmunzelnd zurück in die Tage der Vergangenheit. Geschichte ist des Lebens beste Lehrerin, sagt man. Pater Habets ist nicht nur selbst ein Stück der Geschichte unserer St. Marienprovinz, er hat auch viele weise Lehren, die er aus dem Ablauf der Geschichte gezogen, an jeden abzugeben. Die Entwicklung des katholischen Westens mit all ihren Erfolgen und all ihren Mißgriffen ist ihm wie kaum jemandem anderen bekannt. Wer so viel im öffentlichen Leben gestanden hat wie P. Habets, hat es selbstverständlich nicht immer leicht. Jeder Artikel, der geschrieben, jeder Rat, der gegeben, jedes Urteil, das gefällt, und jedes Musikstück, das von ihm komponiert wurde, fand, wie überall, zustimmende und begeisterte Freunde — und auch solche, die sich allem widersetzen. Wer ins Öffentliche geht, muß mit bitteren Pillen rechnen. Und diese Pillen sind gewöhnlich schwerer einzunehmen als alles Lob, das man seiner Erfolge wegen erntet. Das Kreuz ist eben immer das Allerschwerste! Dem einen kommt es auf stürmischen Präriewegen, in der Form von Hunger, Kälte und streitenden Farmern, dem anderen am stillen Schreibtisch. Und überall ist es gleich schwer.

Letzten Endes kommt das Wahre und Bleibende aber immer doch zum Durchbruch. Pater Habet's fünfzig Priesterjahre haben in der Geschichte unserer Marienprovinz ein Kapitel zurückgelassen, das uns bleiben wird. Seine Mitarbeit bei der Einwanderungsbetätigung des Volksvereins durch Rat, Schrift und Organisationsarbeit hat außerordentlich zur Begründung der vielen Kolonien deutschsprechender Katholiken hier im Westen beigetragen. Die von ihm komponierte Kirchenmusik wird bleiben. Und sein ewig schmunzelndes Lächeln wird von keinem, der ihn kennt, sei es Priester, Politiker oder Farmer, vergessen.

Pater Habets hat sich eine ganz stille Jubiläumsfeier gewünscht. Sie wird hier in unserem Priesterseminar am 21. Mai stattfinden. Der Seminarchor wird während des feierlichen Gottesdienstes P. Habets' Musikstücke zum Vortrag bringen. Es werden Leute hier sein, die eigens kommen, um diese Musik zu hören.

Gottes Segen, hochw. Pater Habets. Möge Ihnen der Himmel ihr diamantenes Jubiläum und noch viel mehr Jubeltage geben!

Laß die Winde stürmen auf des Lebens Bahn.
Ob sie Wogen türmen gegen deinen Kahn,
Schiffe ruhig weiter, wenn der Mast auch bricht,
Gott ist dein Begleiter, er vergißt dich nicht.

Tiedge

Maria das Idealbild der christlichen Mutter

Von Dr. Franzmathes

Im Wesen und Begriff der christlichen Mutter liegt ein starker Glaube an eine überirdische glückliche Welt, die den Sinn dieses dunklen Lebens erklärt, und in der alle Dissonanzen sich zu Harmonien wandeln sollen. Diese naturhafte Veranlagung zum Glauben ist gerade für die Frau so notwendig, um alle Opfer, alle Verzichte, alle Schmerzen des Mutterberufes tragen zu können.

„Selig, die du geglaubt hast!" spricht zu Maria ihre Verwandte Elisabeth. Welch ergreifender Gegensatz offenbart sich doch in Hebron! Hier die allerseligste Jungfrau, die gläubig aus des Engels Munde die Botschaft vernommen. Dort Zacharias, der gezweifelt hatte und nun in stummer Trauer auf seine Erlösung harrt, während die glaubensstarke Jungfrau in hellsten Tönen ihr wunderbares Magnifikat singt. Hatte sie bisher ihr gnadenreiches Geheimnis demütig im Herzen verschlossen, so bricht es nun hervor aus dem sprudelnden Quell ihrer gottbegeisterten glaubensfrohen Seele. Sie hebt die eigene Seele empor zu den Höhen der Allmacht, der Gnade und der Liebe des Erlösergottes und reißt auch uns hinauf zum Glauben an den ewigen Gott und seine unbegreifliche Heilstat an der sündigen Menschheit.

An diese Szene voll Glut und Schwung schließt sich später das bescheidene Stilleben in der Hütte von Nazareth, das ganz und gar vom Lichte des Glaubens überstrahlt ist. Dreißig selige Jahre wandelt sie mit dem Lichte der Welt. Sie sah die menschliche Gestalt des Sohnes, seine Armut, seine Verborgenheit, ja die Geringschätzung, die seine eigenen Mitbrüder ihm entgegenbrachten. Aber sie schaute Gott in der dürftigen Hülle, sie glaubte seinem Worte, jeder ihrer Blicke, jede ihrer Äußerungen, jedes ihrer Werke war ein Bekenntnis der Gottheit Christi — längst, ehe Simon Petrus gerufen: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!"

In unserer zweifelsüchtigen und alles verneinenden Zeit steht Maria da als das große Zeichen, das uns aus der Wirrsal des Daseins den Weg zu Gott zeigt im lebendigen und nie wankenden Glauben. An ihr richtet sich die christliche Mutter auf, bei ihr holt sie sich die Kraft, ihre schweren Aufgaben zu erfüllen und die Stationen ihres Kreuzweges zu gehen hinauf zum ewigen Osterlichte. —

Mutter sein bedeutet Glaube und fordert gänzliche Hingabe an den gottgewollten Beruf. Der Jungfrau von Nazareth ist ein Beruf aus Engelsmunde verkündet worden, wie kein geschöpflicher Verstand ihn je ersonnen hätte: Mutter des Sohnes des Allerhöchsten zu werden! Das war der Weihetag ihrer Erhöhung über alle Menschenkinder. Erhaben in seiner Einfachheit: ein armes Kämmerlein, kein einziger Zeuge, keine Offenbarung an die Welt da draußen. Dieser beispiellosen Schlichtheit entspricht das Verhalten der Hochgebenedeiten. Da ist kein schwärmerischer Erguß, da fällt kein überflüssiges Wort, da gibt es nicht Zögern und nicht Zaudern. Nur ein bebender Griff nach der Lilie der Jungfräulichkeit, ein befreites Aufatmen und dann das schlichte und doch so vielsagende Gelöbnis: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte!" Der Akt gänzlicher Hingabe an den geheimnisvollsten und schwersten aller Berufe.

Und wie sie es tat in jener Begebenheit, die von lieblichem Lilienduft erfüllt ist, so tut sie es auch an jenem schmerzlichen Tage, wo das siebenfache Schwert sich gegen ihr zartes Mutterherz zückt. Diesmal vernehmen wir keine Silbe aus ihrem Munde. Das tiefste Weh wie die höchste Freude haben ja keine Worte. Nur das demütige Neigen des Hauptes bezeugt, wie sie mit völliger Hingabe alles bejaht, was der vom Geiste Gottes erleuchtete Seher ihr geweissagt hat. Während die übrigen Mütter ihr Kind nur sinnbildlich dem Herrn darbrachten, wußte Maria, daß ihr Opfer ein buchstäbliches und wirkliches sein sollte. Kein Engel würde erscheinen und den geliebten Sohn vom Kreuzesholze zurückhalten. So waren sie denn unwie-



verbringlich dahin, die 40 seligen Tage, wo Jesus ihr ganz gehört hatte. Von nun an gehörte er der ganzen Welt und war beladen mit ihrer Schuld und Sünde. In der zarten Jungfrau, die herabsteigt von den Stufen des Tempels, ist der ewige Konflikt lebendig zwischen dem allheiligen Gott und der sündigen Menschheit.

Dem schmerzlich-ahnungsvollen Morgen folgt das blutige Abendrot auf Golgatha. In Leiden und Opfern ohne Zahl und Maß hatte Maria erfahren, was es heißt, Mutter des Welterlösers zu sein. Wie der Heiland seiner sichtbaren, ist sie ihrer unsichtbaren Dornenkrone Tag für Tag entgegengeschritten. Nun feiert sie gemeinsam mit dem Sohne die qualvolle Vollendung. Ein Gott im Staubgewande kann nur eine Krone von Dornen tragen, und wenn Mütter Kronen tragen, sind es immer Dornenkronen. Aber die Krone ist allzeit etwas Königliches, sei sie aus Gold oder aus Dornen. Auch Maria mit der unsichtbaren Marterkrone ist mehr als jemals Königin durch ihren Heldenmut, ihre Ergebung, ihre vollständige Hingabe an Gottes Willen und Wege.

Wie viele Mütter unseres Volkes gehen an der Hand Mariens, auf ihren Lippen und im Herzen ein kraftvolles „Fiat" zu jeder, auch der schwersten Forderung heiliger Mutterschaft, in ihrer Seele das siebenschneidige Schwert, auf ihrem Haupte die unsichtbare Krone des christlichen Heroismus!

Mütterlichkeit ist dienende Liebe ohne Ende. Maria weiß aus Engels Munde von einer gesegneten Frau, ihrer Base Elisabeth. Ein lebendiges Wunder des Allerhöchsten ist Elisabeth, wie sie selbst. Sie eilt über das Gebirge, um die Großtaten Gottes zu schauen und zu preisen. Aber ihr mütterlicher Drang treibt sie auch an, der Verwandten die fraulichen Dienste zu leisten, deren sie jetzt bedarf. Das war ein Blühen und Glühen, ein Wachsen und Wogen auf ihren Pfaden über die trotzigen Höhenzüge und durch die sanften Täler. Ein anmutiges Symbol dessen, was eine Mutter tut, und was gar die göttliche Mutter tut in heiliger, selbstvergessener, dienender Liebe. Hochsommerlich ist die Natur und lobsingt in unerschöpflicher Prachtentfaltung das Walten und Wirken der mütterlichen Frau.

Es sind so viele Arme, die sich ausstrecken nach der Mutter und ihrer dienenden Liebe. Auch die holdseligen Ärmchen des Himmelskindes, das in ihrem Schoße ruht in der Grotte von Bethlehem. Unsagbares Wunder um den großen, allmächtigen Gott, der ein hilfloses Kindlein ward, um uns die Gotteskindschaft wiederzubringen, die ein Mann auf der Höhe seines Lebens für sich und alle Welt verloren. In dienender Liebe hatte einst Maria ihr heilig Kind durch die Sommerherrlichkeit getragen und dann später durch die rauhe Winternacht — vorbei an all den verschlossenen Toren Bethlehems und vorüber an so viel verdrossenen Mienen seiner Bewohner. Vor so viel Unwirtlichkeit und Kälte wird der armselige Stall zu einer Stätte traulicher Geborgenheit, zu einer Kapelle mit dem Gnadenbilde dienender Liebe. Sie macht die Finsternis zum Lichte, das Licht der Welt zu empfangen, das rauhe Krippenstroh zum weichen Teppich für die zarten Glieder des Neugeborenen, das große Schweigen zum hellsten Herzensjubel.

Beim göttlichen Kinde kniet aber noch eine edle Gestalt, die von Maria dienende Liebe erheischt. St. Joseph ist es, der jungfräuliche Gemahl und getreue Nährvater. Er, der kraftvoll die allerreinste Braut und ihr himmlisches Kind beschützt, bedarf

O Mutterlieb, du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen!
O Mutterlieb, du strenge Pflicht,
Der Ewigkeit gehört dein Walten!
Die Rechenschaft, vergiß sie nicht!
Laß deinen Eifer nicht erkalten!
O. v. Redwitz

---

auch jener Liebe und Pflege, die nur die Frau bieten kann. Wohl tritt der demütige Heilige in den Hintergrund, wohl scheint sein Bild zu erblassen und zu verschwinden, je mehr der Heiland wächst und seinem messianischen Berufe entgegengeht, je mehr die Jungfraumutter die Bürde ihres einzigartigen Berufes empfindet. Aber mochte auch Maria ganz in der Liebe zu dem Sohne aufgehen, mochte ihr Mutterglück und ihr Mutterleid ihr Herz mehr und mehr erfüllen, sie schenkte auch dem keuschen Gemahl ihre reine Liebe, ihre nimmermüde Sorge, ihre tausend fraulichen Dienste, bis er in seligster Vereinigung mit Jesus und Maria den kostbaren Tod des Gerechten starb.

Wahre christliche Mütterlichkeit ist reich genug, dem Kinde wie dem Gatten von ihren unversieglichen Schätzen mitzuteilen, so daß beide in Fülle empfangen und kein Teil über Zurücksetzung und Vernachlässigung zu klagen braucht. Zwei heilige Flammen brechen aus dem Feuerherde des Mutterherzens hervor, die Tage des Mannes wie des Kindes zu erhellen und zu durchwärmen. — Der Mutter ist es eigen, sich einzufühlen in die Eigenart und in die Bedürfnisse ihrer Umgebung. So sehen wir es bei Maria auf der Hochzeit zu Kana. Mit ihrem mütterlichen Scharfblick gewahrt sie die Verlegenheit des Brautpaares, das den Gästen keinen Wein mehr vorzusetzen hat. Was liegt ihr selbst am Weine, die täglich aus dem berauschenden Becher geistlicher Wonne trinken darf? Was bedeutet ihr Geselligkeit und Unterhaltung, die alle Freude nur in Jesus, dem Gottessohne, findet? Doch das Sicheinfühlen ihrer großen Seele in die Kleinlichkeiten des Alltags macht sie zur Fürsprecherin, die liebreich den Heiland erinnert: „Sie haben keinen Wein mehr, und die gläubig von ihm nicht weniger erwartet als ein Wunder, und die auch seine scheinbar abweisenden Worte richtig auffaßt und geduldig und vertrauensvoll die Stunde seiner Offenbarung erwartet. Zum erstenmal hat da Maria ihren Schutzmantel über hilfsbedürftige Menschenkinder ausgebreitet und sie in mütterlicher Einfühlung aus einer peinlichen Verlegenheit befreit.

Sie weiß aber auch, sich in die messianischen Gedanken ihres Sohnes innig einzuleben. Ihre heiligen mütterlichen Vorrechte tritt sie gleichsam an die erlösungsbedürftige Menschheit ab. Wie gerne hätte sie zu seinen Füßen gesessen und dem Worte des Lebens gelauscht, das von seinen Lippen kam! Er aber weilt bis in die sinkende Nacht bei den Sündern, Kranken, den Unwissenden und steigt dann noch hinauf zur Andachtsstunde auf die Bergeshöhen. Und wenn sie je einmal unter der Schar der Zuhörer weilt, beansprucht sie keinen Ehrenplatz und keinerlei Vorzug; sie hat es begriffen, daß dem Heiland der Welt Mutter und Bruder und Schwester ist, wer seine Worte hört und sie befolgt.

Das Schönste, was das Leben Maria gab, waren die dreißig Jahre der Verborgenheit Jesu in der Hütte des Zimmermanns. Doch auch dieses hohe Glück sollte ihr entschwinden. Jesus nimmt Abschied von der heiligen Mutter, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Es ist ganz wunderbar, wie die naive Volksweise des 16. Jahrhunderts uns die Einfühlung Mariä in das Werk des Sohnes ausmalt: Sie fragt ihn voll Herzeleid und Traurigkeit und doch wieder voll Ergebung, voll Opfergesinnung, voll Verstehen, was und wo er sein wird an den einzelnen Tagen der Leidenswoche. Jede Erwiderung des Sohnes muß das zärtlichste Mutterherz in seinen Tiefen aufwühlen; aber sie bricht in keine Klagen aus, tapfer forscht sie weiter, wenn auch jede neue Auskunft die vorhergehende an Furchtbarkeit übertrifft. Sie bewährt sich in jener Stunde als die würdige Mutter des Erlösers; sie verdient es, für ihre heldische Einfühlung in die Passion Jesu Christi das trostbringende Schlußwort zu vernehmen:

„Am Sonntag — freu dich o Mutter mein,
Dann werd' ich vom Tod erstanden sein!
Dann trag ich das Kreuz mit der Fahn' in der Hand.
Dann siehst du mich wieder im Glorienstand."

Dieses Licht vom einstigen und vom ewigen Ostertag fällt auch auf die **Via dolorosa,** die jede Mutter zu wandeln bestimmt ist. Je mehr sie sich in echtem, lebendigem Christentum einzufühlen vermag in die Sorgen, die Bedürfnisse, die Kämpfe, die Leiden ihrer Umgebung, des Mannes, der Kinder, der Angehörigen, der größeren und kleineren

Umwelt, in die sie gestellt ist, desto mehr übernatürliche Kraft strömt ihr zu, die bis in den Tod getreue Mutter der Glieder des gekreuzigten Heilandes zu sein. —

Und blättern wir weiter im Lebensbuche Marias, da finden wir wahrhaft goldene Seiten, die auf düsterstem Hintergrunde sich abheben. Die Mutter, die versteht, die vermittelt, die verzeiht. Maria sucht einzudringen in das göttliche Walten, das ihr ein so vollgerütteltes Maß von Leiden vorbehalten hat. Sie wirft nicht die trotzige und törichte Kinderfrage auf nach dem Warum und Wozu, sie hadert nicht mit der ewigen Vorsehung, mag sie in den nächtlich-finsteren Gassen Bethlehems als Heimatlose umherirren, mag sie in den feuchtkalten Stall verwiesen sein, mag sie in Ägypten das Brot der Verbannung essen, mag sie die Straßen Jerusalems durcheilen nach dem verlorenen Kinde, mag der Widerhall der Haßgesänge der Feinde Jesu in ihr stilles Eiland dringen, mag sie dem kreuztragenden Sohne begegnen, unter seinem Marterholze stehen, an seinem Grabe trauern. Die 33 Jahre ihrer göttlichen Mutterschaft haben sie wundersam gereift; es gab nichts, was sie nicht mit den Augen des Erlösers betrachtet hätte. Sie erkannte die Notwendigkeit, den Nutzen, den Segen all dieser Heimsuchungen. Und wie sie für den Himmelsvater keinen noch so leisen Vorwurf hatte, so auch nicht für die Menschen, die ihr begegneten, und die längst nicht alle gute Menschen waren. Vom Sohne hatte sie gelernt die verzeihende Liebe zu den Sündern; kein Plätzchen im Gottesreiche hatte sie lieber eingenommen als jenes der Mutter der Barmherzigkeit und der Zuflucht der Sünder. So steht sie auf Kalvaria, mit Jesus leidend, wie nie eine Mutter mit ihrem Kinde gelitten hat. Unscheinbar nach außen hin, den einen unbekannt, von den anderen verachtet als die Mutter des Nazareners, von wenigen verstanden und geliebt; und doch stimmt sie in edler Seelengröße in den Ruf des sterbenden Sohnes ein: „Vater, vergib ihnen, sie wissen ja nicht, was sie tun.“ Am Fuße des Kreuzes ward das Herz Mariä mit grenzenlosem Mitleid gegen alle erfüllt, die unter dem harten Joche der Sünde seufzen und sich den Aufblick zu Gott und zur Helferin in aller inneren Not nicht versperrt haben.

Ausgleichende, vermittelnde Fähigkeit und Tätigkeit ist ein besonderes Merkmal der christlichen Mutter, die dem Vorbilde der Gebenedeiten nachzueifern strebt. Überall bietet sich hierzu Anlaß, allenthalben tun sich Gegensätze und Spannungen im Leben auf: zwischen Mannesart und Frauenart, zwischen Eltern und Kindern, zwischen den einzelnen Berufsschichten und Interessenkreisen, zwischen einer überalterten und einer jugendfrischen Zeit. Immer liegt da der Mutter die schwere, aber auch gesegnete Aufgabe ob, zu mildern, zu besänftigen, zu heilen, Bande, die sich lockern wollen, neu zu knüpfen, Konflikte, die drohen, zu beseitigen, gefährliche Lagen zu meistern. Aus dem liebreichsten Herzen Mariens schöpft die christliche Mutter ein unversiegliches Kapital verzeihender Liebe. Wie manche ziehen ihren steilen Lebensweg und verraten durch das Suchen und Sehnen, das aus ihren Blicken spricht, wie sie sich grämen und härmen um ein irregegangenes Kind. Sie harren und dulden und beten um die Bereitschaft des betörten Herzens, sie selbst sind bereit zu jeder Stunde, auch den abwegigsten Sohn, auch die schuldbeladenste Tochter in die Arme ihrer mütterlichen Barmherzigkeit zu schließen. Sie kennt das Geheimnis, auch mit weit Entfernten ein seelisches Zwiegespräch zu



führen: „Komm, wann du willst, komm, wie du willst — ich bin dein Mütterlein.“

Man hat das sinnige Worte geprägt von den „Heiligen ohne Prozeß“, von den Heiligen des Alltags, von den verborgenen Heiligen, denen niemals die Ehre der Altäre zuerkannt wird. Ihrer sind es Legionen in den Reihen unserer christlichen Mütter. Und wenn wir nach dem Geheimnis ihrer Heiligkeit fragen, dann ist es die Nachfolge Jesu und Mariä. Ja, von Maria, der Königin aller Heiligen, empfangen die stillen Heiligen der werktätigen Pflicht die Anregung und die Kraft, auf dem kleinen Wege der Heiligkeit ihr eigenes Heil und das der ihnen Anvertrauten zu wirken.

Wir sehen da vor uns ein dreifaches Bild in einer wunderbaren Wechselbeziehung: Das Bild der Gottesmutter, das Bild der christlichen Mutter und das Bild des Kindes, das sich nach der himmlischen und der irdischen Mutter zu formen sucht. Ignaz Klug schreibt so schön: „Und eines, Mutter, das Allergrößte will ich dir noch nennen, was du deinen Kindern schenken kannst wie einen wundervollen Talisman: es ist das Bild deines gesamten Wesens, deiner ganzen Art, deiner Lebenstapferkeit, deiner Frömmigkeit und Glaubensstärke, das wie ein Heiligenbild in ihrer Seele stehen soll . . . so groß, so licht, so schirmend, daß in jeder schweren Lebensversuchung jedes deiner Kinder sagen soll: Nein — ich kann das meiner guten Mutter nicht antun!“

Und über diesem Heiligenbild der sterblichen Mutter leuchtet das Glorienbild der gekrönten Mutter im Himmel, das uns in tausendfacher Schöne die Marienminne aller Zeiten sang, und das wir in unnenbarer Kinderseligkeit im Herzen tragen. Margarete Seemann jubelt ihr in unser aller Namen zu:

„Und du bist mehr als Gleichnis; denn du bist
Der Mutterschaften allergrößte.

Auf deinen Händen trägst du die entblößte,
Die weggeworfene und abgelöste
Und dennoch tiefentief gesegnete
Und durch Jahrtausende begegnete
Urschuld der Menschen. Doch sie ward
In deinen Fingern zu zwei Flügeln zart,
Zu einer weißen Taube scheuem Flug,
Die eines Gottes junge Gegenwart
Ins Bluten trug.

Du bist der Klang, von dem die Nächte singen,
Der Steg im Moor, der alle Füße ruft.
Du bist das Lied von vielen fernen Dingen.
Die Tage sind nicht mehr von Schmetterlingen
Und blauer Sehnsucht voll. Aus deinem Kleid
Verrieselt schon der Saum der Ewigkeit
Und redet uns mit nahen Namen an.

Du hast das Dunkel um uns aufgetan;
Nun kann sich alles Tastende entfalten.
Du bist in uns; und wir gestalten
Zu einer Zeile Blumen uns an starren Mauern.
Wir lächeln: Sieh, wir können nicht mehr trauern!
Die Ängste sind an uns herabgeregnet,
Seit uns die Mutterschaft aus dir begegnet.“

Canadische Familien werden kleiner

(Canadian Scene)

Nach dem statistischen Amt werden die kanadischen Familien kleiner. 1941 bestand die durchschnittliche Familie aus 3.9 Personen. In der Volkszählung von 1951 verkleinerte sich dieser Durchschnitt auf 3.7.

Ferner gab es 1941 20,000 Familien von zehn oder mehr Personen, während 1951 deren nur noch 13,700 vorhanden waren. Dagegen gibt es heute mehr Familien mit vier oder fünf Kindern als es vor zehn Jahren gab. 1941 zählte man nur 167,000 Familien mit vier Kindern; 1951 gab es 190,000 solche Familien.

Die Statistik zeigt, daß Pelztierjäger die größten Familien haben mit einem Durchschnitt von 5.61 Personen und daß die Bauern größere Familien als die Stadtbewohner haben. Neufundland hat durchschnittlich die größten Familien.

* * *

Der Frühling ist zwar schön, doch wenn der Herbst nicht wär',
Wär' zwar das Auge satt, der Magen aber leer.

Bischof Boekenfoehr's neues Arbeitsfeld

Bischofsreise durch Wuestensand



von Erzbischof Joseph Meysing O.M.I., Bloemfontein, Südafrika

Der Schreiber dieses Artikels, Erzbischof Meysing O.M.I., war bis vor nicht langer Zeit Oberhirte der nun von Bischof Johannes Boekenfoehr O.M.I. übernommenen Diözese Kimberley, Südafrika. Mgr. Meysing wurde inzwischen zum Erzbischof von Bloemfontein, Südafrika, ernannt. Der neue Bischof Mgr. Joh. Boekenfoehr O.M.I., wurde am 3. Mai in der grossen Kapelle unseres Generalhauses zu Rom von Kardinal Fumasoni konsekriert. Da noch keine genaueren Nachrichten eingelaufen sind, können wir heute noch nicht über die Bischofsweihe berichten. Der folgende Artikel gibt uns einen Einblick in das ferne Arbeitsfeld des unter allen deutschsprechenden Katholiken Canadas bekannten und hochgeschätzten Bischofs Johannes Boekenfoehr.

Die Kalahari wird sowohl von den einfachen Leuten als auch von den Gelehrten als Wüste betrachtet wie die Sahara. Man hält sie für ein Meer von Sand, in dem alles Leben erstorben ist. In Wirklichkeit aber herrscht auch in der Kalahari reiches Leben; sie ist Steppenland mit Grasflächen, Buschfeldern und Steppenwald, wo sich noch viel Wi d aufhält, ja sie ist geradezu der letzte Schlupfwinkel für Groß- und Raubwild geworden. Nun sind freilich diese Lebewesen kein Tätigskeitfeld für einen Bischof; Löwen, Giraffen und Elefanten dürften kaum so andächtige Zuhörer sein wie die Vögel des heiligen Franziskus.

Auf den ungeheuer großen Steppen der Kalahari leben aber auch Menschen. Seit alter Zeit schweiften Buschmänner hinter den Wildherden her; dazu kamen ganze Stämme Bantuneger und von Süden her Hottentotten. Auch Europäer kamen in die „Wüste". Die Steppen lockten Farmer an. Diesen folgten Handelsleute und Verwaltungsbeamte. Unter allen war und ist eine bescheidene Anzahl Katholiken, so daß viele Missionsposten entstanden und eine hübsche Anzahl Kapellen im riesigen Raum der Kalahar zu finden ist. Auf acht dieser Posten hatte P. Alois Munnik O.M.J. seine Neuchristen auf den Empfang der hl. Firmung vorbereitet, die nun mit Sehnsucht auf den Gnadentag warteten. Ich mußte daher alle diese Missionsposten besuchen, was eine lange, erschöpfende „Pad" (Reise) erforderte.

Von den Batlapin zu den Batlaros

Im großen Krankenhaus zu Taungs, 120 Kilometer nördlich von Kimberley, in der blühenden Missionszentrale beim Stamm der Batlapin, warf P. Alois Munnik, ein eingeborener Priester, bereits vor Morgengrauen den Motor seiner Lorry (kleiner Kraftwagen) an. Mit dem Gebet „Adjutorium nostrum in nomine Domini" ging's über Stock und Stein der Kalahari zu. In früher Morgenstunde waren wir bereits in Vlakfontein, einem den Negern vorbehaltenen Gebiet von etwa tausend Hektar, ein sogenanntes „Reservat". Der vor kurzem verstorbene Häuptling war an diesem Platz der erste Katholik. Er versah jahrelang das Amt eines Katecheten. Sein Nachfolger als Katechet ist Thomas Sechogile. In Vlakfontein hielt ich den ersten Firmungsgottesdienst.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als wir weiterfuhren. Jetzt lag sie vor uns, die Kalahari, in ihrer ganzen Größe und Weite. Je weiter wir kamen, desto mehr entfernte sich der Horizont, so daß man hätte seufzen können: Der Himmel über mir will die Erde nicht berühren, und das Dort ist niemals hier. In einem trockenen Tal liegt **Manyeding,** wo etwa hundert Leute auf uns warteten. Auch hier war Firmungsgottesdienst. In brennenderHitze ging's weiter nach **Cholston,** einem ganz neuen Missionsposten. Das Bestreben der heutigen Regierung Südafrikas geht dahin, die weiße und schwarze Bevölkerung auf getrennten Gebieten anzusiedeln. Daher kaufte sie hier um Cholston alle Farmen auf und machte daraus ein Eingeborenen-Reservat. Leider blieben unsere Bemühungen, hier einen Bauplatz für eine Kirche zu erwerben, erfolglos. Die Regie-

rung begründete ihre Haltung mit dem Hinweis, daß bereits zwei protestantische Missionen sich dort niedergelassen haben. So mußte ich auch hier die hl. Messe in einer kleinen Negerhütte feiern, die aber nicht alle Leute fassen konnte. In dem niedrigen Raum, das Blechdach direkt über den Köpfen, wurde es unerträglich heiß. Die hl. Firmung spendete ich im Freien. Trotz der prallen Hitze hielten die Leute aus und folgten den Zeremonien und Gebeten mit Aufmerksamkeit und Spannung.

Inzwischen war es Spätnachmittag geworden. Nochmals lagen hundert Kilometer bis zu unserem gesteckten Tagesziel, **Kuruman,** vor uns. Schon seit Monaten beteten wir um Regen. Hitze und Trockenheit waren seit Dezember 1951 so stark, daß die Farmer vieler Distrikte einer wirtschaftlichen Katastrophe gegenüberstanden. Als wir Kuruman näher kamen, das seit 15 Monaten keinen Tropfen Regen gehabt hatte, ballten sich über der westlichen Kalahari schwere Gewitterwolken zusammen, aus denen fast beständige Blitze zuckten. Es dauerte auch nicht lange bis ein wolkenbruchartiger Regen niederging, untermischt mit Hagelkörnern, von denen einzelne wie Hammerschläge an unser Verdeck aufschlugen. Der Regen aber brachte eine schon lange ersehnte Abkühlung. Bei Einbruch der Nacht erreichten wir endlich Kuruman.

Unter den Batlaros

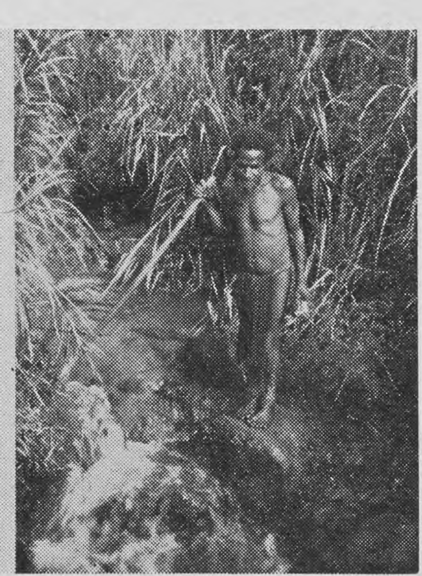
Kuruman ist ein kleines Städtchen weit drinnen in der Kalahari, das seinen Namen dem kleinen Fluß entlehnt hat, der hier entspringt. Es zählt 1500 weiße und 2800 schwarze Bewohner. Am Westende des Städtchens sprudelt eine Quelle, die täglich vier bis fünf Millionen Gallonen (18 bis 24 Millionen Liter) Wasser spendet. Unter einer Gruppe schwerer Basaltblöcke bricht es hervor und bildet zunächst einen kleinen See, in dessen klaren Wassern sich der blaue Himmel spiegelt und viele Fische spielen — ein herrliches Plätzchen! Dieser kleine See wird gewöhnlich das Auge von Kuruman genannt. In zwei Bächlein fließt das Wasser durch den Ort und wird zur Bewässerung der Obst- und Gemüsegärten, auch für kleine Flächen Weizen- und Maisfelder, benutzt. Bereits 1925 kam ich zum erstenmal nach Kuruman und hielt dort die „Primizmesse des Ortes". Im Dezember 1951, kurz vor Weihnachten, kaufte ich einen Bauplatz; denn hier sind Kirche und Wohnung für einen Priester unbedingt nötig, da eine beachtliche Anzahl weißer und schwarzer Katholiken unter lauter Protestanten wohnen.

Kuruman ist nähmlich seit bald 150 Jahren der Mittelpunkt der protestantischen Londoner Missionsgesellschaft. Anfang des 19. Jahrhunderts kam der evangelische Missionar Moffat zu den Batlaros und gewann langsam aber stetig an Einfluß. Einige Kilometer westlich der Stadt baute er eine geräumige Kirche und eine Wohnung. Auch der Missionar Livingstone, der spätere berühmte Afrikaforscher, wirkte einige Zeit in Kuruman. Noch heute wird der Mandelbaum gezeigt, unter dem er die Tochter Moffats freite und sich mit ihr verlobte.

Wegen der weiten Enfernungen von den Verkehrsadern des Landes und den hohen Transportkosten ist in Kuruman alles,







besonders Bauarbeiten, sehr teuer. Aber es muß gebaut werden, wenn wir die Katholiken in ihrem Glauben erhalten und die Batlaros für die Kirche gewinnen wollen. Ich weiß noch nicht, woher ich die notwendigen Mittel nehmen soll. Der Bischof von Kimberley könnte auch wie Kaiser Karl V. einen Fugger brauchen, der ihm Geld vorstreckt — wenn auch kleinere Summen — und dann die Schuldscheine ins Feuer wirft. Wir hoffen auf die göttliche Vorsehung und auf die Hilfe treuer Missionsfreunde, daß es uns möglich wird, in Kuruman ein Kirchlein zu bauen.

Bitte an Maria

Leite durch des Schicksals Wellen
Mild das Lebensschicksal mein.
Leite es durch Riff und Wellen
In den sichren Hafen ein.

Lass' es nicht zu Grunde gehen,
Nicht verschlingen es die Flut.
Hüte es vor dem Verderben,
Halte es in Deiner Hut.

Du bist ja doch Gottes Mutter,
Mutter sollst auch mir Du sein.
Hin zu Dir geht mein Vertrauen:
Hilf, Maria! Denke mein!

Hilf mir stets in meinem Leben,
Hilf in Not und in Gefahr,
Und ich will Dich froh verehren,
Jungfrau, jetzt und immerdar! —

Heinz Matzke

Im Molopo-Gebiet

Die Kalahari ist von einem Flußsystem überzogen wie der menschliche Körper von Blutadern. Die Flußbette aber sind nur noch Zeugen einer vergangenen besseren Zeit; denn die eigentlichen Flußtäler mit ihren tief eingeschnittenen Flußbetten sind heute völlig ausgetrocknet. Nur der Vaal und Oranje führen immer Wasser, wenn es auch zeitweilig sehr wenig ist. Nun ging es den Kuruman entlang ins Gebiet des Molopo, mit dem sich hundert Kilometer westlich der Nossop vereinigt. Die Wege waren schlecht, wenn man überhaupt von solchen reden kann. Streckenweise waren sie gewellt und voller Löcher. Man wurde in dem Lastauto so geschüttelt und gerüttelt, daß einem Hören und Sehen vergehen konnte.

Wer weiß, wie es geschah. Auf einer sandigen Strecke schien der gute P. Munnik die Herrschaft über seinen Wagen verloren zu haben. Mit Mann und Maus wurde das Gefährt an einen alten Pfefferbaum geschleudert. Und das noch mitten in der Wüste, wo weit und breit keine Hilfe zu finden ist! Als wir nach dem ersten Schrecken den Wagen untersuchten, fanden wir, daß zu unserem Glück der Motor unverletzt und nur das Schutzblech abgerissen war. So konnten wir weiterfahren und erreichten glücklich **Van Zylsrust,** die letzte Tankstelle in der Kalahari, wo begreiflicherweise der Betriebsstoff zu hohem Preis verkauft wird. Ein Kaufladen, ein Postamt und eine Schule bilden hier die letzten Spuren europäischer Kultur.

Nun kam das schwerste Stück unseres Weges. Über Steine und Sand fuhren wir in nordwestlicher Richtung Meile um Meile und erreichten den Missionsposten **Bogogobo,** eine ganz neue Mission, die ich zum erstenmal sah.

Hier leben unter dem katholischen Häuptling Tumaeletese 500 Eingeborene, die wir alle für den katholischen Glauben zu gewinnen hoffen. Ihr Häuptling selbst fand den Weg zu Gott durch harte Schicksalsschläge. Während eines Gewitters wurde er vom Blitz getroffen und später halbtot im Feld aufgefunden. Im letzten Jahr war eine Pockenepidemie ausgebrochen, die in dieser Gegend 35 Opfer dahinraffte, darunter auch drei Söhne des Häuptlings. Über 400 dieser Kranken wurden im St. Konrads-Hospital zu Taungs gepflegt und geheilt entlassen. Ein schwarzer Lehrer von Bogogobo nützte die Not seiner Stammesgenossen schmählich aus. Als Arznei verkaufte er einen Löffel voll Epsomsalt (Bittersalz) für 50 Mark und mehr. Um von dem Wucherer Arznei zu bekommen, mußten die armen Leute Vieh verkaufen, oftmals die letzte Kuh und die letz-

Ziege. Heute sitzt er hinter Schloß und Riegel und kann über seine Hartherzigkeit und Geldgier nachdenken.

Am Sonntag, dem 17. Februar, am Hauptfest der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria, las Pater Munnik die hl. Messe für die Gläubigen. Nachdem ich das hl. Opfer gefeiert hatte, erteilte ich 23 Christen, darunter auch dem Häuptling, den Ritterschlag des Glaubens. Nachher besuchte ich noch einige Familien und stapfte bei 42 und 43 Grad Celsius durch den heißen Sand, um Abschied von den guten Leuten zu nehmen und ihnen nochmals ein ermunterndes Wort zu sagen.

Für die Weiterfahrt mußten wir den Katechisten Ambros, einen Sohn des Häuptlings, mitnehmen; denn zur letzten Mission, die 50 Kilometer weiter nördlich lag, wußten wir weder Weg noch Steg. Zunächst fuhren wir mehrere Stunden im leeren Flußbett des Molopo, das ein tief eingeschnittens Tal bildet, zwischen hohen Ufern hin. Diese Ufer zeigen, wie hoch in früheren Zeiten einmal das Wasser stand und welch mächtiger Fluß der Molopo gewesen sein muß. Zu guter Letzt war es keine geringe Schwierigkeit, mit dem Auto wieder aus dem Flußbett auf die Hochfläche hinaufzukommen. Mit der letzten Kraft, die im Motor steckte, gelang es. Wären wir stecken geblieben, wäre guter Rat teuer gewesen; denn wir waren jetzt in einem Land, das von allem völlig verlassen schien. Nur das heiße Hämmern des Motors klang über Riesenflächen hin, deren Graswuchs in der Sommerhitze verdorrt war. Durch das Rattern des Motors wurden Strauß- und Antilopenherden aus den Ruhelagern aufgescheucht. Herrlich war der Anblick der Springböcke, großer Herden schlanker Gazellen, die etwas größer sind als unser heimatliches Reh. In weiten Sprüngen setzten sie direkt vor unserem Wagen über den Weg. Löwen haben wir, Gott sei Dank, weder gehört noch gesehen.

Endlich erreichten wir **Tsabong**. Der liebe Gott weiß wie schwer uns diese letzten 120 Kilometer wurden! Die Kehle war wie ausgetrocknet, der Atem heiß und fiebrig; denn auf dem ganzen Weg gab es keinen Tropfen kühlen Wassers. Tsabong ist eigentlich nur ein weit vorgeschobener Polizeiposten mit einem Kamelgestüt. In dieser Gegend können nähmlich Pferde nicht mehr leben; sie würden in diesem riesigen Sandgebiet erliegen. Mit Autos könnte man in größte Not geraten.

Polizeiwachtmeister Webb, dessen Frau und Kinder zur Zeit in Kapstadt sind, war leider nicht zu Hause, da er einen Mordfall zu untersuchen hatte. Ein Bantu-Neger war von Buschmännern ermordet worden. Der gute Beamte, obwohl nicht katholisch, hatte aber Anweisung hinterlassen, daß uns sein ganzes Haus zur Verfügung stehe. Am frühen Morgen kehrte Herr Webb zurück. Die halbe Nacht war er gefahren, um mit seinen schwarzen Hilfspolizisten der hl. Messe beiwohnen zu können, wobei gemeisam der Rosenkranz gebetet wurde. Es war eine kleine Gemeinde, aber in dieser Einsamkeit, Hunderte von Kilometern von aller Kultur entfernt, mitten in der Wüste, werden die Menschen zusammengeschlossen. Mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, machten wir uns auf den Heimweg.

Auf solchen „Wüstenfahrten" wird man ein bedrückendes Gefühl nicht los. Man fühlt die Gefahren, die in dieser verlassenen Welt drohen. Doch, Gott sei Dank, erreichten wir glücklich Kuruman um Mitternacht, wo wir einen Tankbesitzer aus dem Schlaf trommelten. Wir mußten unseren Betriebsstoff erneuern; denn der Vorrat war bedrohlich zur Neige gegangen. Gegen Morgen waren wir wieder in Mafeking, wo wir die hl. Messe lasen und ein junges Paar trauten.

Auf dieser Kalaharifahrt hatte ich acht Außenposten besucht und 76 eingeborenen Christen das hl. Sakrament der Firmung gespendet. Die lange Strecke von 1100 Kilometern und die mit der Reise verbundenen Mühsale waren reichlich vergolten durch die Freude und den Trost, den wir unseren Christen bringen konnten. Sie waren herzlich dankbar für den Besuch ihres Bischofs und seines Begleiters, des seeleneifrigen Paters Munnik, die ihnen die Gnadenmittel unserer heiligen Kirche spendeten.

Du warst verlassen,
O zagendes Herz?
Und betest nicht?
Du weißt es doch,
Daß dir der Heiland der Welt
Erhörung verspricht.

Was in seinem Namen
Du immer begehrst,
Das gibt er dir gern.
Warum dich denn fürchten?
Was klagest du noch?
Was hält dich noch fern?

O, bitte und flehe
Mit heißem Verlangen,
Und was du nur wünschest,
Du wirst es erlangen.



Zum Muttertag

Wie bist Du reich gesegnet! Der Schöpfer hat dir Leben anvertraut, so wirkt in Dir ein unsagbares Geheimnis. Eine unsterbliche Seele nimmt aus Deinem Blut die Kraft zur Neugestaltung eines Lebens nach Gottes Ebenbild: Augen, die Sein Werk schauen; Hände, die Seinen Auftrag vollziehen; ein Herz, das Ihn lieben kann.

So wird in Dir Dein Kind! So vermehrst Du das Reich Gottes!

Darum segnet Dich die Kirche Gottes mit reicher Segnung; sie betet für Dich um Stärke und Geduld, die von Gott geschenkte heilige Last freudig zu tragen.

Der Erlöser, der Sohn des ewigen Vaters, wählte sich Seine Mutter auf Erden, Maria. Sie möge Dich und Dein Kind in ihre mütterliche Hut nehmen.

Wie oft gehen Deine Gedanken zu Deinem Kinde! Mit Deinem Blut strömt auch Deine Mutterliebe durch sein Herz, strömt Dein Muttersegen durch seine Seele.

Was wird das sein —

wenn Du Dein Kind in Deinen Armen hälst, wenn Du seine kleinen Hände in den Deinen birgst zum ersten Gebet; wenn Du das liebe Wesen dem Vater hinreichst: Unser Kind!

wenn Ihr ihm den Namen gebt, der dann steht in den Büchern der Welt, den Namen, bei dem es der Vater im Himmel rufen wird!

wenn Euer Kleines im Wasser und im Heiligen Geist wiedergeboren wird als Gotteskind — was wird das sein!

So stehst Du, Gesegnete, in heiligem Dulden, in frohem Warten, in liebendem Bitten: „Behüte, Herr, was Dein ist!"

O Maria, meine Liebe,
Denk' ich recht im Herzen dein:
Schwindet alles Schwer' und Trübe,
Und wie heller Morgenschein
Dringt's durch Lust und ird'schen Schmerz
Leuchtend mir durch's ganze Herz.

Wo Verlass'ne einsam weinen,
Sorgenvoll in stiller Nacht,
Den vor allen läßt du scheinen
Deiner Liebe milde Pracht,
Daß ein tröstend Himmelslicht
In die dunklen Herzen bricht.

Deinen Jesus in den Armen,
über'n Strom der Zeit gestellt
Als das himmlische Erbarmen,
Hütest du getreu die Welt,
Daß im Sturm, der trübe weht,
Dir kein Kind verloren geht.

Wenn die Menschen mich verlassen
In der letzten stillen Stund'
Laß mich fest das Kreuz umfassen.
Aus dem dunklen Erdengrund
Leite liebreich mich hinaus,
Mutter, in des Vaters Haus!

J. v. Eichendorff

Drum ist die schönste Sprach und beste, die du nennst,
Die Muttersprache, weil du sie am besten kennst.

Fr. Rückert

Aufgefahren in den Himmel

„Und Jesus wurde, nachdem er mit ihnen geredet hatte, in den Himmel aufgenommen und sitzet zur Rechten Gottes."
(Mark. 16, 19)

Die glücklichen vierzig Tage, die Jesus nach seiner Auferstehung noch auf Erden zubrachte, sind vorüber. „Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen!" So hatte Jesus schon früher zu den Seinen gesprochen; und Traurigkeit hatte darob ihr Herz erfüllt. Heute wird dies Wort zur Wahrheit. Noch einmal versammelt er Apostel und Jünger um sich und führt sie hinaus an den Ölberg.

Hier war der Ort, wo sie nicht mal eine Stunde mit dem Herrn wachen konnten; hier die Stelle, wo sie den Meister verlassen hatten. Vielleicht hatten sie seit jenem ersten Ölbergabend diese Stätte nicht mehr betreten, — sie rief ja so traurige Erinnerungen in ihnen wach. Und doch ist heute ihr Herz mit Freude erfüllt: Alles ist ja vorüber — alles hat sich zum Guten, ja zum Besten gewendet. Wie einst Jakobs Söhne ihre Furcht und Reue fahren ließen, als sie ihren Bruder Joseph lebend und glücklich und versöhnt wiedersahen, so auch die Apostel, nachdem sie vernommen: „Christus mußte alles dieses leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen."

Eins nur erfüllt sie mit Schmerz; Jesus hat ihnen gesagt: „Ausgegangen bin ich vom Vater und in diese Welt gekommen, und wiederum verlasse ich diese Welt und gehe zum Vater." Doch



der Herr sucht sie auch wieder zu trösten: „Ich gehe hin, für euch eine Wohnung zu bereiten; und wenn ich hingegangen sein werde, will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin." — „Ich sage euch die Wahrheit: Es ist gut, daß ich hingehe. Denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; gehe ich aber hin, so werde ich ihn euch senden."

Nun der Abschied. Welch ein Augenblick! Im Geiste stehe ich unter der Schar der Jünger des Herrn. Wir wagen es nicht, das Auge von Jesus zu lassen. Himmelsglanz umstrahlt seinen verklärten Leib. Staunen und Verwundern schließt allen den Mund. Der Herr hebt Hand und Auge gen Himmel, und feierlich hebt er an mit der Bitte: „Vater! Die Stunde ist gekommen; verherrliche Deinen Sohn! Ich habe Dich verherrlicht auf Erden, habe das Werk vollendet, das Du mir zu verrichten gegeben, und nun, Vater, verherrliche mich bei Dir selbst mit jener Herrlichkeit, die ich bei Dir hatte, ehe die Welt erschaffen ward."

Nun noch ein Segenswort über uns: Der Himmel öffnet sich, Engelchöre steigen hernieder, Himmelsgesang und Himmelsjubel erfüllt die Lüfte! Langsam und sanft fährt der Herr empor, unsere Augen mit emporziehend zur Höhe, bis eine Wolke dem Himmelsschauspiel ein Ende macht. —

Im Geiste folgen wir Jesum: Engel begleiten ihn, und die lange Reihe der Altväter, überglücklich ob der endlich erfolgten Befreiung aus der Vorhölle, folgen ihm in glänzendem Zuge. „Sonne und Mond standen in ihrer Ordnung; die Sterne standen auf ihrem Posten und erfreuten sich" über diese glorreiche Prozession. — Nun ist die Himmelspforte erreicht, noch nie betreten von einer Menschenseele. Mächtig erheben die begleitenden Engelchöre den Ruf: „Hebet eure Tore, ihr Fürsten! Erhebet euch, ihr ewigen Tore, daß einziehe der König der Glorie!" Doch der Paradieseswächter mit flammendem Schwerte fragt zögernd: „Wer ist dieser König der Glorie?" Und machtvoll erschallt es zurück: „Der Herr, der starke und mächtige, der Herr, der mächtig im Streite! Der Herr, der Heerscharen, dieser ist der König der Glorie."
(Ps. 23, 7–10)

Da öffnet sich der Himmel, zum ersten Male! Der Jubel erreicht seinen Höhepunkt. Die beiden göttlichen Personen kommen dem Erlöser entgegen, umfangen ihn mit unendlicher Liebe, wei-

sen dem verklärten Gottmenschen den Thron zu an der Seite des Vaters und geben ihm das Szepter in die Hand. Der ganze Himmel fällt nieder und jubelt in tiefster Ehrfurcht: „Heil unserm Gotte und dem Lamme!"

Lange, lange stehen wir da wie festgebannt! Und seitdem entstand im Christenherzen ein heftiges Heimweh nach dem Himmel. „Wenn ich von der Erde werde erhöht sein, so will ich alles an mich ziehen", hatte der Herr einst prophezeit. Nun wird's Wirklichkeit: durch die ganze Schöpfung geht ein Sehnen nach oben. Christi Jünger insbesondere will da sein, wo sein Meister ist. — Alles auf Erden und im Leben dient ihm, um dieses Ziel zu erreichen. „Ich erachte, daß die Dinge dieser Welt für nichts zu halten sind gegenüber der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden", spricht er mit dem Weltapostel. Mit dem heiligen Ignatius fragt er bei allem: „Was nützt mir das zur Seligkeit?" Und mit so vielen heiligen Seelen bestärkt er sich immer von neuem in dem Vorsatze: „Ich will und muß in den Himmel, koste es, was es wolle!"

Wohlan, Seele, dem Himmel zu! Täglich ihm näher! Christus ging voran. Sein Weg begann in Bethlehem, führte über dornenreiche Strecken zur Höhe des Berges, und von dort in den Himmel. Erwarte Du keinen anderen Weg zur ewigen Herrlichkeit!

Getrost, o Seele! Er der dich erschaffen,
Und dir bestimmt hat solch erhab'nes Ziel,
Er rüstet dich mit siegesstarken Waffen,
Wenn du ihn bittest: Herr, ich brauche viel!

Neukanadische Schüler erstaunen die Lehrer

(Canadian Scene)

Im North Toronto Collegiate in Toronto befindet sich eine Gruppe von Neukanadiern die keiner besonderen Aufforderung zu Fleiß und Aufmerksamkeit bedürfen. Sechs von ihnen, die durchschnittlich zwei Jahre in Canada sind, befinden sich unter den besten Studenten in der Schule, laut einem Bericht im Toronto Star.

Maria Luik von Estland hat eine Durchschnittsnote von 90 in ihren Fächern; Kenneth Dimoff, dessen Familie aus Bulgarien stammt eine solche von 88; Hilja Kuutma aus Estland 84; Tiina Vetka aus Schweden 80; Agnes Gellert aus Ungarn 81; und Hannelore Correll aus Deutschland 74.

„Die Anzahl europäischer Schüler in unserer Schule ist nicht groß, aber ihre Leistungen sind erstaunlich hoch", erklärt W.J. Houston, der Prinzipal der Schule. „Die Geschwindigkeit womit diese jungen Leute die englische Sprache erlernen ist unglaublich."

„Ihr Fleiß, ihre Willigkeit und ihr Benehmen zeigen daß sie daran gewöhnt sind, die Dinge ernst zu nehmen. Aus Unterhaltungen mit ihren Eltern ergibt sich, daß diese das größte Interesse an der Schulung ihrer Kinder nehmen."

„Ihre Schulung beschränkt sich nicht auf Bücher. Viele von ihnen erlernen ein Musikinstrument, andere interessieren sich für die Kunst. Viele haben Arbeitsstellen nach der Schule und an Samstagen um sich und ihren Eltern zu helfen. Das Neuanfangen in Canada führt zu einem gesunden, glücklichen und vielbeschäftigten Familienleben."

Herr Houston fand, daß von vier Studenten die Stipendien gewannen alle auch Musikstudenten waren. Drei der Obengenannten spielen Violine im Schulorchester für Fortgeschrittene.

Hannelore Correll ist erst vor anderthalb Jahren aus Deutschland gekommen und macht schnelle Fortschritte. Sie nimmt großes Interesse an allen ihren Schulfächern und ihre Violine macht ihr die größte Freude. Als sie gefragt wurde, was sie nach der Schulentlassung zu tun gedenke, lachte sie und meinte, daß sie bei den vielen Plänen die größte Qual der Wahl habe.

*

Ein Fleißiger findet immer zu tun.

Eucharistisches Fasten

Das Fastengebot vor dem Empfang der hl. Kommunion ist ein Kirchengesetz, nicht ein Gottesgebot. Nie darf die Kirche etwas an den Gottesgeboten ändern. Die Kirche darf jedoch Kirchengesetze aufstellen, und sie hat das volle Recht, diese Gesetze zu ändern.

Wir alle kannten das Gesetz der Kirche, die hochheilige Kommunion vollständig nüchtern, das heißt, ohne Speise oder Trank eingenommen zu haben, zu empfangen. Umstände des modernen Lebens haben die Kirche veranlaßt, das vor Empfang der hl. Kommunion verpflichtende Fastengebot zu ändern. Wir geben ein paar Fragen und Anworten, die uns das neue Eucharistische Fastengebot der Kirche klar machen.

1 – **Bricht das Trinken von Wasser das Eucharistische Fastengebot?**
Nein!

2 – **Brauche ich die Erlaubnis meines Beichtvaters, um vor Empfang der hl. Kommunion Wasser trinken zu dürfen?**
Nein. Man darf, ohne den Beichtvater oder einen Priester um Erlaubnis zu fragen, vor dem Empfang der hl. Kommunion Wasser trinken, ein, zwei Glas – so viel man will.

3 – **Darf man dem Wasser, um ihm einen besseren Geschmack zu geben, Zucker oder andere Nährstoffe beifügen?**
Nein. Man darf nur reines Wasser trinken, Quellwasser und auch Wasser der städtischen Wasseranlagen, dem gewöhnlich Chemikalien beigefügt sind.

4 – **Darf man noch vor dem Eintritt in die Kirche Wasser trinken?**
Ja!

5 – **Darf man außer Wasser sonst noch etwas anderes vor der hl. Kommunion einnehmen?**
Ja. Unter „besonderen Umständen" darf man außer Wasser auch flüssige Nahrungsmittel wie Fruchtsaft, Milch, Kaffee, Tee, Kakao usw. einnehmen.

6 – **Unter welchen Umständen darf ich das tun?**
a – Wenn man krank ist, selbst dann, wenn man nicht im Bett zu liegen braucht und zur Kirche gehen kann.
b – Wenn man vor dem Kommunionempfang noch zu arbeiten hat.
c – Wenn man die Kommunion des späten Gottesdienstes wegen nicht ganz früh am Morgen empfangen kann.
d – Wenn man es weit zur Kirche hat.

7 – **Sind Krankenpflegerinnen und Arbeiter, die Nachtdienst haben, Mütter, die vor dem Kirchgang viel im Haushalt zu tun haben, Farmer, die vor dem Gottesdienst ihr Vieh füttern und melken müssen, zu denen zu zählen, die „vor dem Kommunionempfang viel zu tun haben"?**
Ja. Sie dürfen außer Wasser auch andere Flüssigkeiten zu sich nehmen.

8 – **Auch Alkohol?**
Nein. Wer Alkohol zu sich genommen hat, darf nicht zur hl. Kommunion gehen.

9 – **Was heißt „später Gottesdienst"?**
Neun Uhr vormittags. Wer während der 9 Uhr Messe zur hl. Kommunion geht, darf vorher flüssige Nahrungsmittel zu sich nehmen.

10 – **Was heißt „weit zur Kirche"?**
Ein und eine viertel Meile Fußweg. Ein schlimmer Schlittenweg. Hier muß man immer Wetter, Fahrzeug und Personen berücksichtigen. Ein drei Meilen Weg im Auto kann dem einen nichts sein, dem andern aber beschwerlich fallen.

11 – **Wenn Kinder während der acht Uhr Messe oder gar früher zur hl. Kommunion gehen wollen und von der Kirche gleich in die Schule müssen, dürften sie dann flüssige Nahrungsmittel zu sich nehmen?**
Ja!

12 – **Darf man, ohne vorher seinen Beichtvater zu fragen, vor der hl. Kommunion die erlaubten Flüssigkeiten zu sich nehmen?**
Nein. Nur Wasser darf man, ohne den Beichtvater um Rat gefragt zu haben, zu sich nehmen. Über alles andere muß man seinen Beichtvater urteilen lassen.

13 – **Falls der Beichtvater die Erlaubnis geben sollte, vor Empfang der hl. Kommunion Flüssigkeiten zu sich zu nehmen, wie lange vor der hl. Kommunion darf man dann noch**

Kaffee, Tee, Milch oder Fruchtsaft trinken?
Eine Stunde vor Empfang der hl. Kommunion darf außer Wasser nichts mehr getrunken werden. Das Gesetz sagt nicht „eine Stunde vor Beginn der hl. Messe", sondern „eine Stunde vor der hl. Kommunion." Beginnt die hl. Messe z.B. um 9 Uhr, dann ist die hl. Kommunion eine halbe oder dreiviertel Stunde später, das heißt um 9:30 oder 9:45 Uhr. Man darf also bis um 8:30 oder 8:45 Uhr. diese Flüssigkeiten noch zu sich nehmen.

14 – **Muß man seinen Beichtvater vor jeder hl. Kommunion um diese Erlaubnis bitten?**
Nein. Die Erlaubnis besteht so lange, als man zu den in Punkt 6 genannten Personen gehört.

15 – **Muß man, um als Kranker Erlaubnis zu haben, vor der hl. Kommunion flüssige Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, bettlägerig sein?**
Nein. Magenschwäche oder ein vom leeren Magen verursachtes Übelwerden genügt

16 – **Dürfen Kranke vor der hl. Kommunion Medizin einnehmen?**
Ja. Flüssige Medizinen und Pillen.

17 – **Wie lange vor der hl. Kommunion dürfen Medizin oder Pillen eingenommen werden?**
Die Kirche hat keine Bestimmung gegeben. Man darf also selbst noch kurz vor der hl. Kommunion Medizin oder Pillen einnehmen.

18 – **Müssen auch Kranke ihren Beichtvater um Erlaubnis fragen, Medizin und Pillen einnehmen zu dürfen.**
Ja. Die Kirche fordert, daß man immer seinen Beichtvater beurteilen läßt, ob man genügend krank ist, um Medizin oder Pillen vor der hl. Kommunion einzunehmen. Ist die Erlaubnis einmal gegeben, dann darf man von ihr vor jeder hl. Kommunion Gebrauch machen, so lange man krank ist.

19 – **Warum macht es die Kirche jetzt so leicht?**
Weil der Hunger der Seele nach Gott in der hl. Kommunion wichtiger ist als der Hunger des Leibes vor der hl. Kommunion. Jedem soll Gelegenheit gegeben werden, recht oft das hochheilige Gut zu empfangen. Keiner soll sich mehr entschuldigen können, er habe des langen Fastens wegen nicht zum Tisch des Herrn gehen können.
Es wäre vollständig verkehrt, um das alte Eucharistische Fastengebot zu halten, nicht zur hl. Kommunion zu gehen. überall gibt es Leute, die das „Neue" verurteilen, und das „Alte" halten, selbst wenn der Heiland ihnen das „Neue" predigen würde. Die Kirche weiß, was sie tut! Seien wir nicht klüger als der Papst. Gesetze sind gegeben, damit wir sie benutzen. Wer also wegen Krankheit, wegen ermüdender Arbeit vor dem Kirchgang, wegen später hl. Messe oder wegen weiten Weges – oder ohne vorher wenigstens Wasser getrunken zu haben, – nicht zur hl. Kommunion gehen kann, soll von diesen Gesetzen Gebrauch machen.

„Wer Mein Fleisch ißt und Mein Blut trinkt, hat Leben. Wer Mein Fleisch nicht ißt und Mein Blut nicht trinkt, hat das Leben nicht."

Gemeint ist nicht nur das himmlische Leben, sondern, und zwar ganz besonders, das Leben der Frömmigkeit, der Gesetzestreue, der Gottesfurcht, der Gebetsfreude, der Liebe zum Nächsten und zu Gott! Ohne öftere hl. Kommunion kann niemand dieses Leben haben.

Canadas grösste Provinz

(Canadian Scene)

Die Provinz Quebec, die größte von Canada, hat eine größere Fläche als irgend ein Land in Europa mit Ausnahme von Sowjet Russland.

Mit einem Gebiet von 594,000 Quadratmeilen, welches 15 Prozent der Landmasse Canadas ausmacht, hat Quebec mehr als zweimal die Größe der Ukraine, mehr als viermal diejenige Polens und es ist fast zweieinhalbmal so groß wie Frankreich.

Montreal, die größte Stadt in Quebec (und auch in Canada) steht unter den Städten der Welt an 34. Stelle und es ist der wichtigste Süßwasserhafen der Welt.

Die Weltfahrt der Brüder Ramus

Von F. Schrönghamer Heimdal

Als die Brüder Ramus vom Elternhause Abschied nahmen, um ihre Welt- und Lebensfahrt anzutreten, hatte jeder den Weihbrunnsegen der Eltern auf der Stirne und in der Tasche hatte jeder bare hundert Taler, Robert sowohl wie auch Richard.

„Mehr", hatten die guten Eltern gesagt, „können wir euch nicht mitgeben, denn die andern Geschwister brauchen auch etwas, wenn sie einmal in die Welt hinausmüssen. Aber was ein rechter Kerl ist, der seine Arme tüchtig gebraucht, und das Herz am rechten Fleck hat, wird sich schon ehrlich durchs Leben schlagen. Wuchert also mit den Talern wie mit Pfunden, von denen ihr aus dem Buche der Bücher wißt, dann wird euch nichts fehlen weder in der Zeit noch in der Ewigkeit. So geht denn mit Gott!"

Als die Brüder Robert und Richard Ramus nach diesem Abschied vom Elternhause zum Kreuzweg auf dem Osterhügel kamen, wo die zwei Weltstraßen auseinandergehen, wischten sie sich die letzten Zähren aus den Augen und warfen noch einen Blick zurück in die Heimat wie in ein versunkenes Jugendland, dahin es keine Rückkehr mehr gab als nur in Träumen.

Richard ermannte sich zuerst von der Rührung des Abschiedes, pochte auf seine Ledertasche mit den Talern und sprach:

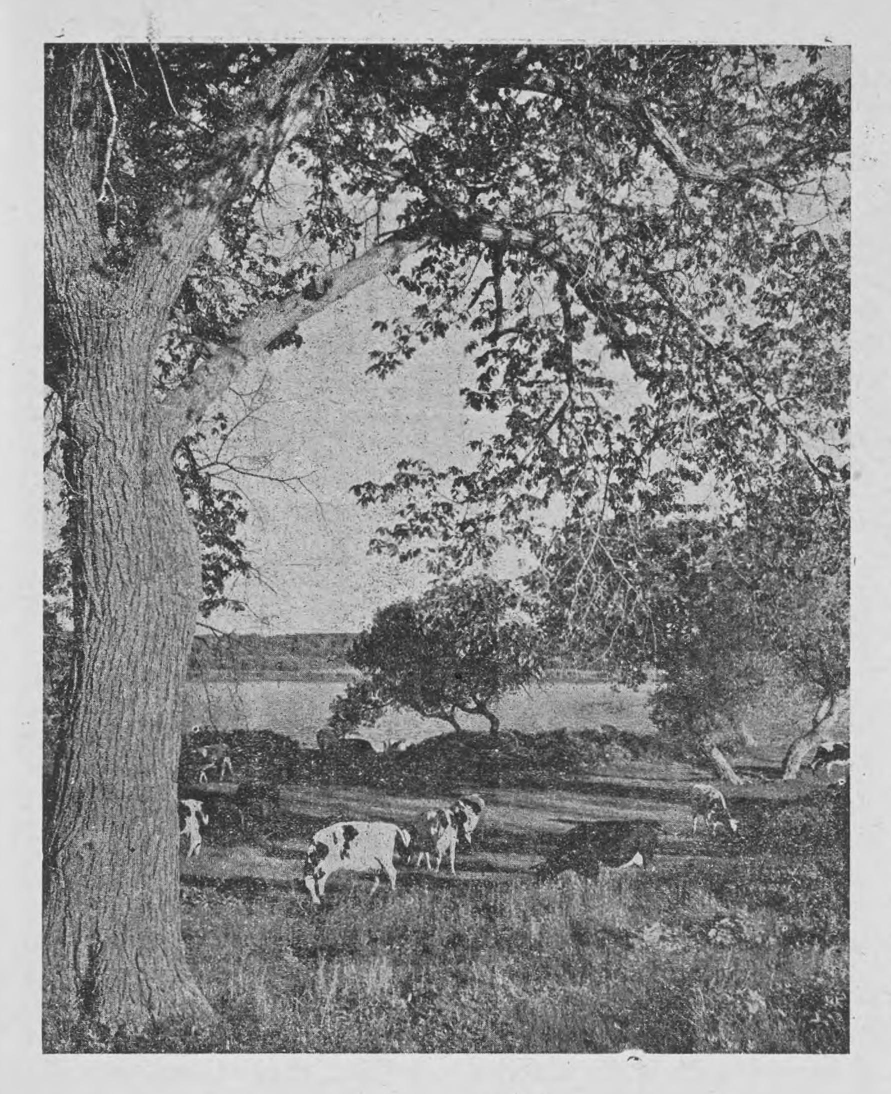
–Mir ist durchaus nicht bange. Wenn ich die Augen offen halten, und das will ich auf Schritt und Tritt, dann werden sich die hundert Taler binnen Jahresfrist verdreifacht und nach einigen Jahren verzehnfacht haben. Mit vierzig Jahren, ich mag wetten, muß ich hunderttausend Taler im Spind haben. Merk dir, Brüderlein, das Geld liegt immer noch auf der Straße. Aber Augen muß man dafür haben und öfter noch eine Nase. Denn sehr häufig liegt das Geld unter Kot und Dreck. Man muß da nicht so zimperlich sein wie du, Robert, der du Augen und Nase stets zu den Sternen drehst, als käme von droben das Heil. Aber das ist nur ein eitler Schein, und die Sterne greifst du so wenig wie die Taube auf dem Dache. Da ist mir der Spatz in der Hand schon lieber, denn ich weiß, was daraus noch werden kann. Sieh also zu, wie du zurecht kommst, und am Ende unserer Weltfahrt wollen wir einander weisen, was jeder gewonnen hat."

„Ist recht", sprach Robert wehmütig zu dem wagemutigen Bruder. Dann gaben sie sich die Hand und schieden voneinander.

Robert ging zur Rechten, Richard zur linken Straße, die am Kreuzweg vom Osterhügel ausliefen in die ferne, unbekannte Welt.

Als sie eine Weile gegangen waren und einander nicht mehr sahen, kniete sich Robert seitwärts auf einen Feldrain zwischen hohen Ährenfeldern, wo er ungesehen beten konnte. Sein Beten aber war zuerst ein Dank für alles Jugend- und Heimatgute, das er in der Geborgenheit des Elternhauses genossen hatte, und dann wars ein herzinniges Flehen um Gottes ferneren Segen für die guten Eltern, die lieben Geschwister und besonders für den wagemutigen, weltläufigen Bruder Richard, um den ihm im Herzen so bange war. An sich selber dachte er gar nicht bei seinem Flehen. Es ging ihm nur um das Glück und um die Wohlfahrt der andern.

Richard war inzwischen rüstig ausgeschritten und als er in einem Marktflecken, der ihm am Wege lag, einbog, kam er zu einem seltsamen Handel zurecht. An einer Kegelbahn sah er ein paar Ochsen angebunden, die ein Bäuerlein zum Markt getrieben hatte. Da aber das Bäuerlein mit wüsten, listigen Gesellen sein Bargeld verkegelt hatte, ging es schon an die Ochsen, die sie ihm um jeden Preis abdrucken wollten. Richard witterte hier sofort seinen Vorteil — er hatte die Augen richtig offen und seine Nase witterte das Geld unterm Unrat; er nahm also das Bäuerlein beiseite, bot um zehn Taler mehr als die Kegelbrüder und hatte also im Handumdrehen fünfzig Taler an dem paar Ochsen gewonnen, die er um diesen Gewinn gleich an einen Schlächter weiter verkaufte. Was ging es ihn an, wenn das blöde Bäuerlein in seinem Schwips auch noch das Ochsengeld an die Lumpenkerle verlor? Er dachte nur an seinen Gewinn und an weitere Geschäfte ähnlicher Art, bei denen das Geld auf der Straße lag. Seine Äuglein schweiften listig in die Welt hinein und das Herz schlug ihm vor Begier und Wonne bis zum Halse.



Robert hatte inzwischen auf dem Rain im Ährenfeld sein Gebet beendet und war auf dem Rain, auf dem ein viel seligeres Wandern war als auf der steinigen, staubigen Weltstraße, gleich weitergegangen zwischen neigenden, schweigenden Ährenwogen, aus denen zuweilen ein blaues Blümlein aufleuchtete wie die blaue Blume des Glückes, von der die Alten daheim in den Winterstuben erzählten.

Ach Gott, dachte er, du hast mich diesen Glücksweg geführt. So will ich ihn denn in Treuen zu Ende gehen. Ich danke dir, Herr aller Herzen, daß du mich hierher geleitet. Der Weg wird unter deiner Führung schon ein rechtes Ende nehmen. Mein heiliger Engel geleitet mich ja auch. O, ich spüre den Hauch seines Atems aus den Wogen der Ähren, ich höre seine Stimme aus dem Gelispel der Halme: Selig, selig, selig. . . .

So wanderte Robert den langen lieben Tag immer auf Feldrainen dahin, und als es Abend war, kam er auf der Höhe über einem Dorfe an eine Hütte wie von armen geringen Leuten.

Auf der Hausbank vor der Hütte saß ein verhärmtes Weib in Tränen und eine Kinderschar drängte sich tröstend um sie: „Weine nicht mehr, Mutter, weil uns der hartherzige Bauer für den schuldigen Zins die letzte Kuh aus dem Stall genommen hat. Du wirst sehen, der liebe Gott verläßt uns nicht. Wir haben vorhin so innig zu ihm als dem Vater der Witwen und Waislein gebetet. Er wird uns gewiß einen Retter senden.“

Als Robert dieses Elend der Witwe und das Gottvertrauen der unschuldigen Waislein sah, fuhr es vom Himmel her wie ein Strahl der Entzückung zündend in seine Seele. Und ein Wissen ward ihm wie voll himmlischer Erleuchtung: –Gott hat mich zu diesen Leuten geführt. Ich darf ihr Retter sein!“

Voll freudigen Jubels trat er zu der weinenden Witwe und den staunenden Waislein heran und sprach: „Ja, Weib, trockne deine Tränen! Die Kindlein haben recht: Gott sendet mich als euren Retter in höchster Lebensnot. Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe immer am nächsten. Hier sind hundert Taler! Sie drücken mich schon den ganzen Tag in der Tasche. Ich bin froh, wenn ich sie losbringe. Nehmt sie hin! Sie werden euch wohltun. Es ist ein rechter Segen darauf — ein Gottes- und Elternsegen!“

Also legte er mit freudiger Gebärde den Lederbeutel mit den hundert Talern auf die Hausbank und verschwand wie er gekommen, ohne erst einen Dank abzuwarten.

Die Beglückten aber staunten dem Enteilenden nach wie einer überirdischen Erscheinung, und die Witwe sprach: „Ein Wunder ist geschehen! Herrgott, wie dank ich's nur?“

Die Kinder aber riefen in ihrem Jubel: „Ein Engel ist's gewesen! Ein Engel des Himmels!

Er wird die richten, die nicht an das Licht geglaubt haben, solange sie das Licht hatten, und die nicht aus der Quelle seiner Gnade getrunken, solange sie ihnen strömte. Die Alten erzählten von einer Quelle, die sie „Sonnenborn" nannten. Wer daraus am Tage trank, dem war der Trank süß und labend; nachts aber war das Wesser bitter wie Galle und so heiß, daß man es nicht an die Lippen bringen konnte; wer es trank, der verbrannte sich die Eingeweide. Wenn wir aus dem Gnadenquell Christi trinken, solange es Tag für uns ist, ist uns der Trank zum Heile; wenn aber die Nacht gekommen ist und die Zeit des Wirkens vorüber ist, dann wird uns die versäumte Gnade zum Gericht. Laßt uns im Lichte Christi wandeln, solange unser Tag währt. Laßt uns aus dem Sonnenborn seiner Gnade trinken, solange er uns fließt.

* * *

Denn ein Mensch vermag solches nicht. Habt ihr nicht gesehen, wie sein Antlitz voll himmlischen Leuchtens war?"

Der Jüngling aber war schon wieder auf dem Feldrain entschwunden, das Herz voll beglükkender Seligkeit über seine Guttat. An der Stelle aber, wo er schon morgens gebetet, kniete er sich wieder nieder und dankte Gott voll Inbrunst des Herzens, daß er ihn als Werkzeug seiner Liebe auserwählt hatte. Obwohl er den ganzen Tag nichts genossen hatte, spürte er doch nichts von Hunger oder Durst. Nur ein wohliges Müdesein war in ihm. So legte er sich zum Schlafe auf den Feldrain nieder. Eine Wachtel schlug ihm ein feines Schlummerlied und die Sterne Gottes hielten ihm zu Häupten hohe Wacht.

Zur selben Stunde sprach sein Bruder Richard, etwas abseits von einer Weltstraße, in einem Bauernhause um eine Nachtherberge vor. Obwohl er an diesem ersten Tage seiner Weltfahrt schon fünfzig Taler bei dem Ochsengeschäft gewonnen hatte, wollte er doch davon nichts ausgeben, sondern lieber ein wenig unbequem, dafür aber unentgeltlich nachtherbergen. Da er aber gut gekleidet war, sprachen die Bauersleute unter sich: „Man sieht, er stammt aus gutem Hause. Wir können ihm kein Lager von Heu oder Stroh bieten wie einem Landfahrer. Rüsten wir ihm ein Bett in der guten Stube; um Gotteslohn."

Da aber der Weltfahrer Richard Ramus auch hier seine Augen nach einem billigen Vorteil schweifen ließ, konnte es ihm nicht entgehen, daß auf der Komode in der guten Stube ein allerliebstes Madönnlein stand. Und dieses Madönnlein schien dem Weltkundigen, der von je seine Nase in alles steckte, was Nutzen versprach, einer besonderen Betrachtung wert. Nicht als ob er sein Nachtgebet davor verrichtet hätte, wie sonst ein Wandersmann, nein, er nahm es vom Sockel, drehte es um und um und stieß einen lauten Jubelschrei aus: Das war ja ein echter Tillmann Riemenschneider!

Diese Erkenntnis ließ ihn kein Auge zutun. Er durchwachte die ganze Nacht in dem einzigen Sinnen, wie er den kostbaren Schatz, von dessen Wert die einfältigen Bauersleute wohl keine Ahnung hatten, um billiges Geld oder gar umsonst an sich bringen könnte. Er hatte es bald heraus, an welchem Zipfel er die guten Leute packen mußte, um den gewünschten Erfolg zu haben. Darum trat er am nächsten Morgen heuchlerisch unter sie und sprach: „Ihr seid wackere Leute! Wie ihr gestern Abend zur Suppe die vielen Gebete spracht, habe auch ich den Glauben meiner Kindheit wieder gefunden. Und deshalb bitte ich euch, gönnt mir als Andenken an diese selige Stunde wie auch an euer gastliches Dach das kleine, alte Madönnlein, das ich auf der Kommode in der guten Stube gefunden habe. Ich biete euch gern einen Taler dafür. Dafür könnt ihr euch ein funkelnagelneues Liebfrauenfigürlein kaufen, auf daß ihr nicht entblößt seid. Ist's euch recht so?"

Die guten Leute waren sehr gerührt und in dieser Stimmung mit dem Handel gern einverstanden. Sie wünschten dem Jüngling alles Gute auf seinem weiteren Weg, da sie ja nicht wissen konnten, welch großen Altertumswert er ihnen abgeschlichen hatte.

Um dieselbe Stunde, als Richard Ramus mit seinem Madonnenraub auf der Weltstraße weiterzog, erwachte sein Bruder Robert auf dem Feldrain und sah ein Blitzen wie von Sonnen um sich. Es waren aber keine Sonnen, sondern nur eine Sense, die ein alter, abgerackerter Bauer durch die reifen Halme schwang. Der hielt im Mähen inne, wischte sich den Schweiß von der Stirne und sprach für sich hin: „Ach Gott, man wird müd und alt. Wenn ich doch einen Sohn hätte, der mir die Last der Arbeit von den Schultern nähme, die sie nicht mehr leisten können!"

Da regte sich Robert frisch-

munter vom Raine hoch, nahm dem Alten die Sense aus der Hand und rief: „Laßt nur mich machen, Väterchen! Das kriegen wir schon."

Und wie der Alte sich nicht genug verwundern konnte, hieb Robert mit gewaltigem Schwunge in die Halme, daß sie in dichten Schwaden dahinsanken. Die Arbeit war seinen Armen Lust und seinem Herzen erquickendes Labsal.

Der alte Bauer aber besprach sich mit seiner Frau, die ihm das Mittagsmahl auf das Feld brachte, und sie beschlossen mitsammen, den lieben, wackeren Menschen wie einen Sohn in ihr Haus aufzunehmen, damit sie ein geruhiges Alter, jener aber ihr Eigentum als Erbe hätte.

Hiermit hatte die Weltfahrt des Robert Ramus ein vorläufiges Ende gefunden. Auf einem schmalen Feldrain war er von seinen Talern, aber zu Arbeit und Brot, zu Glück und Zufriedenheit gekommen. Derweilen lief sein Bruder Richard mit seinem unversehrten Ledersäcklein, mit den fünfzig Talern Gewinn vom Ochsengeschäft und dem wundersamen, überaus wertvollen Madönnlein der nächsten Eisenbahnstation zu, um gleich in die nächste große Stadt zu kommen, wo er das Wertstück um gutes Geld loszuschlagen gedachte. Und es glückte ihm auch. Es fand sich in dieser Stadt ein reicher Amerikaner, der ihm für das Madönnlein eine Summe gab, die ihn aller Lebenssorgen enthoben hätte. Aber Richard war nicht willens, sich schon am dritten Tage seiner Weltfahrt zur Ruhe zu setzen und von Renten zu leben. Er gedachte vielmehr mit dem gewonnenen Gelde weiterzuwuchern. Denn das Geld lag ja nach wie vor auf der Straße. Man mußte nur Augen dafür haben und die richtige Nase. Und Richard besaß beides. Er mietete sich in der Großstadt ein Zimmer, studierte alle Zeitungen, lief zur Börse und auf Versteigerungen. Überall, wo sich auf sichere und bequeme Weise Geld verdienen ließ, ohne eigene Mitarbeit, da war Richard Ramus in vorderster Reihe.

Es kann gesagt werden, daß er mit jedem Jahre seinen Besitz verdoppelte. Der Ruf seines Reichtums brachte ihm Einladungen und Ehren von den Vornehmen der Stadt. Freunde buhlten um seine Gunst. Frauen boten sich ihm zur Ehe an. Aber er schlug alles aus. Er dachte nur an seinen Erfolg und an die Wette mit seinem Bruder Robert, wenn sie am Ende ihrer Weltfahrt wieder zusammenkämen, daß er ihm seine Schätze wiese.

Robert Ramus war nach dem Ableben der Bauersleute, die ihn als einen Sohn angenommen hatten, Erbe ihres Gutes geworden. Da aber auch er nicht zu ehelichen gedachte, verkaufte er es um guten Preis. Mit dem Erlöse aber zog er durchs Land und verteilte ihn an Arme, bis er wieder mit leerem Ranzen auf einem Feldrain stand. Da kniete er sich wieder hin, dankte Gott für alles Gute, gedachte im Gebete auch seiner Eltern und Geschwister und besonders seines Bruders Richard, in welchen Umständen er ihn wohl am Ziele seiner Weltfahrt finden würde. Unter solchem Beten schlief er ein. Die Halme des Feldes senkten sich segnend auf ihn und eine Wachtel sang ihm das letzte Schlummerlied. Die Sterne schimmerten erst still auf ihn herab, dann kamen sie wie ins Gleiten oder Wachsen, wurden wahrhaftig immer größer und größer, und ein Lied kam von ihnen, gewaltig donnernd wie ein Wasserfall: Ehre sei Gott in der Höhe!

Als Robert erwachte, fand er sich in einer fremden wunderlichen Welt, und sein Bruder Richard stand neben ihm: wie auf Wolken schwebend erkannten sich beide, daß sie am Ende ihrer Weltfahrt wären. Und da sich eine Pforte vor ihnen auftat, daraus ein grauer Alter mit einem Heiligenschein auf dem Haupte hervorguckte, nannten sie fleißig ihre Namen und baten um gnädigen Einlaß.

Aber der Alte fragte halb gütig, halb streng, „Wie ist's mit euren Pfunden? Habt ihr denn auch brav gewuchert?"

„Da fehlt sich aber gar nichts!" prahlte Richard heraus und protzte mit seiner Brieftasche. „Von hundert Talern, die sie mir von daheim mitgegeben, hab ich's

Der Heilige Geist kommt zu uns nicht wie ein vorübergehender Gast, der nur für kurze Zeit bei uns bleiben will. Der Heiland hat für uns seinen Vater gebeten, er möge uns den Tröster, den Geist der Wahrheit senden, damit er bei uns bleibe in Ewigkeit. (Joh. 14, 16.) Für immer will dieser hohe Gast Wohnung bei uns nehmen und uns in die ewige Heimat einführen.

O wunderbare Größe der Gnade, die unsere Seele mit einem so hohen Gaste unzertrennlich vereinigt! –

Dr. M. Scheeben „Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade"

* * *

Herr, lehre mich bitten, so wie du willst;
Nicht, daß du mir jede Bitte erfüllst!
Herr, lehre mich danken, so wie ich soll;
Dann werd ich zum seligsten Ziele geführt;
Herr, lehre mich loben, wie dir's gebührt;
Denn werd ich zum seligsten Ziele geführt;
Denn Bitten und Danken und fröhliches Loben,
Das ist ja der Weg aus der Tiefe nach oben. J. M.

* * *

auf hunderttausend Pfund gebracht! Sage und schreibe: hunderttausend Pfund Sterling!"

Aber der Himmelspförtner schüttelte mißbilligend den Kopf: „Die Währung, mein Lieber, gi t bei uns nicht. Und wie steht's mit dir?" wandte er sich ein wenig unwirsch an den armen Robert.

„Ich", stammelte der, „ich habe gar nichts. Ich habe alles drunten gelassen im Erdenland."

Aber kaum hatte er ausgesprochen, purzelte eine Schar holdseliger Englein aus der Himmelstür und zog ihn frohlockend hinein. Sie schleppten auch gleich das Buch des Lebens herbei und wiesen auf die endlosen Einträge unter dem Namen Robert Ramus, angefangen von den hundert Talern, die er schon am ersten Tage seiner Weltfahrt der armen bedrängten Witwe in ihrer höchsten Lebensnot geopfert hatte. So war jeder gute Gedanke und jede gute Tat verzeichnet, und Böses war gar nicht darunter.

Da ward Robert wie leuchtend und schwebend und ward vor den Thron Gottes geführt, wo er in Schauern der Liebe und Ehrfurcht seine innigste Danksagung machte. Und zugleich bat er auch für seinen Bruder Richard, wenn es etwa bei dem nicht ganz stimmen sollte mit dem Ergebnis seiner Weltfahrt.

Da ward auch dessen Lebensbuch aufgeschlagen, aber da sah es sauber aus! Nicht ein einziger guter Eintrag war auf der Lebensseite, dafür wimmelte es auf der Totenseite nur so von garstigen Vermerken.

Da blitzte ihn der Himmelspförtner aus seinen buschigen Augenbrauen an: „Du bist mir ein Sauberer! Dein Anteil wäre dort, wo Heulen und Zähneknirschen ist. Aber weil dein heiliger Bruder Robert noch einmal Fürbitte für dich eingelegt hat, soll's diesmal noch nicht Wirklichkeit, sondern nur eine Warnung sein. So heb dich von hinnen und bessere dich!"

Da erwachte Richard aus der Schwüle und Schwere des Traumes, ging hin und machte gut, was er gefehlt, und hatte nur noch die eine Sorge, wie er den Aktivposten im Buche seines Lebens heben könnte.

Feldersegen

Blick, o Herr, mit Wohlgefallen
Auf die Flur, die wir durchwallen!
Unser Herz erweitert sich,
Denn es fühlt als Vater dich.
Deine milde Hand gibt Segen,
Gibt uns Sonnenschein und Regen.

Laß mit Frucht den Baum sich schmücken,
Reich an Korn den Halm sich bücken,
An der Rebe Trauben glüh'n;
Wiesen für die Herden blüh'n;
Überall auf unsern Wegen
Walte väterlich dein Segen!

Schone, Vater, in Gewittern,
Schone, wenn wir flehend zittern!
Ruf in der Gewitternacht
Mit der Stimme deiner Macht
Uns zurück von bösen Wegen!
Auch dein Donner bringe Segen!



In Liebe und Leid

Eine Erzählung von Reimmichl

(Fortsetzung)

„Du gutes, liebes Weib! Du hast das Größte und Schwerste getan, das du für mich hättest tun können. Du hast dein Leben für meines geopfert", sagte er tief gerührt.

„Geopfert nicht, denn ich lebe ja noch", bemerkte sie; „aber ich hätte das Opfer meines Lebens gern für dich gebracht, mit Freuden."

„O, ich kann Gott, dem Herrn, nicht genug danken, daß er dich mir erhalten hat. Ohne dich hätte ich auch nicht mehr leben können", versicherte er und küßte sie innig.

Er wußte, daß die Liebe der Frau immer noch ganz ihm gehörte.

Die Explosion hatte keinen namhaften Schaden angerichtet. Ob das Dynamit erst im Wasser explodierte oder schon vorher, konnte niemand sagen. Der Lützen-Tepp wurde zwei Tage später in eine Irrenanstalt überbracht.

Das Verhältnis zwischen Albert und der Frau nahm wieder seine frühere trauliche Gestalt an. Er kaufte ihr jetzt eine schöne goldene Armbanduhr, die ihr außerordentlich gefiel und für die sie herzlichst dankte. Merkwürdig war es aber, daß sich in der Lebensweise der Frau nichts änderte. Sie machte große Ansprüche, brauchte viel Geld und beschäftigte sich größtenteils nur mit Putz und Kleidermachen für sich selbst. Infolgedessen ging die Sparkasseneinlage des Mannes stetig zur Neige und war nach Verlauf eines Jahres nahezu erschöpft.

Da kam seine Frau eines Tages von einer Fahrt nach Innsbruck mit einem wundervollen Halsschmuck nach Hause. Es war eine goldene Kette, die in der Mitte einen ziemlich großen Diamant trug, umgeben von einem Kranz kleiner Smaragde. Sie tat sich den Schmuck um und fragte leuchtenden Auges den Mann:

„Ist das nicht schön? Gefällt es dir nicht?"

„Es ist sehr schön", entgegnete er betroffen; „der Schmuck gehört aber wohl nicht dir."

„Wem denn sonst? Ich hab ihn gekauft."

„Du? Du? – Das wird ein großes Geld gekostet haben."

„Nicht einmal. Es ist ein sehr billiger Gelegenheitskauf und kostet nicht mehr als hundertzwanzig Kronen."

„Hast du so viel Geld gehabt, das zu bezahlen?"

„Leider nicht. Ich hab mich aber schriftlich verpflichtet, die Schuld innerhalb vier Wochen in Ordnung zu bringen. Hier ist die Rechnung."

Er überflog den Zettel, den sie auf den Tisch legte und sah mit Schrecken, daß die Rechnung von 120 Kronen auf seinen Namen lautete. Mehr als bestürzt fragte er:

„Wer soll die Rechnung bezahlen?"

Wohl derjenige, auf den sie ausgestellt ist", erwiderte sie, gezwungen lachend.

„Ich bin nicht imstande dazu."

„Du hast doch ein großes Geld in der Sparkasse."

„Mein ganzer Reichtum, der in der Sparkasse liegt, beträgt noch hundertfünfzig Kronen, nicht mehr und nicht weniger."

„Das langt ja reichlich für die Schuld."

„Ja, aber dann bleibt uns nicht mehr so viel, daß wir ohne Sorgen leben können."

„Dein Lohn und die Schnitzereien machen doch auch etwas aus."

„Mein Lohn ist immer der gleiche, und für meine Schnitzereien finde ich wenig oder gar keine Abnehmer mehr."

„Dann werden wir halt sparen, in Gottesnamen."

„Sparen, ist ein leichtes Wort, wenn man es nie wahr macht."

„Sei es wie es will, die Schuld muß unter allen Umständen beglichen werden."

„Mir ist es unmöglich. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß du den Schmuck zurückgibst."

„Das kann ich nicht. Ich tu es auch um alles in der Welt nicht, niemals! Der Schmuck ist die größte Freude, die ich mein Lebtag an einer Sache gehabt hab. Du wirst mir doch diese Freude nicht rauben?"

„Von Herzen gern würde ich sie dir lassen; aber es geht nicht. Wir kämen in Schulden, ja in wirkliche Not. Du weißt gar nicht, was Not ist, ich weiß es. Dir wäre es unmöglich, in Not zu leben. Dich in Not leben zu sehen, wäre das Schrecklichste."

„Was soll ich dann anfangen, um das Geld für die Rechnung zu erlangen?"

„Geh zu deinem Vater. Er schwimmt im Geld, und für ihn ist es eine Bagatelle, dir die 120 Kronen zu schenken oder wenigstens zu leihen."

„Du kennst doch meinen Vater, wie er ist und wie er am Gelde hängt."

„Ja, ja, aber, es lebt doch kein Mensch in der Welt, der ihm näher steht als du. So viel ich weiß, hat er dich wenigstens ein bißchen lieb. Er wird dich nicht steckenlassen in der Verlegenheit."

„Ich will es versuchen und mich an ihn wenden; aber wenn es umsonst ist, mußt doch du mir helfen, du , Albert."

Es war ein sonnenheller, wolkenloser, prächtiger Frühsommertag, als Berta sich etwas unschlüssig und doch nicht ohne Hoffnung auf den Weg machte zum Vater. Das Wetter hatte stets einen absonderlichen, merkwürdigen Zusammenhang mit der Stimmung des alten Murrkopfes. Wenn draußen über das ganze Tal goldener Sonnenschein hinflutete, das freundlichste Himmelsblau zu den Fenstern hereingrüßte und lautes, jubelndes Vogelsingen rundum erschallte, war der Roderich am allergriesgrämlichsten, übel aunigsten, unzugänglichsten, während tief hereinhängende Nebelschwaden, Windesbrausen, Schneetreiben oder Regengeplätscher ihn scheinbar etwas ruhiger und zufriedener stimmten. Als Berta, ohne anzuklopfen zu ihm in die Werkstatt trat, warf er einen kurzen, mißmutigen Blick auf sie, kehrte ihr dann wieder die ganze Breite seines Rückens zu und bastelte emsigst an seinen Uhren. Sie sprach freundlich:

„Grüß dich Gott, lieber Vater!"

Er gab ihr keine Antwort, sondern machte nur: M r r.

„Wie geht es dir alleweil, Vater?"

Keine Erwiderung, sondern nur: M r r.

„Es ist dir doch nicht unlieb, daß ich dir einmal einen Besuch mache?"

M r r.

Sie erblickte im Spiegel, der ihm gegenüber an der Wand hing, sein Gesicht, das so unfreundlich, sauertöpfisch, gallsüchtig herausschaute wie der nebeldickste, langweiligste wassersüchtigste Regentag.

„Lieber Vater, ich hätt' eine kleine Bitte, die du mir sehr leicht erfüllen könntest."

R r r m - r r m.

„Ich brauchte notwendig hundertzwanzig Kronen, die ich ehestens bezahlen sollte, ich besitze aber kein Geld."

R r m – r r m – r r m.

„Für dich sind die hundertzwanzig Kronen eine Kleinigkeit und spielen gar keine Rolle."

R r r r – r r r r – r r r r r.

„Du wirst vielleicht sagen, ich soll das Geld von meinem Mann holen; aber er hat auch keines."

HäHäHäHäHä.

Es entstand eine kleine Pause, und das Gesicht des Alten sah grimmig spöttisch aus dem Spiegel.

„Wir sind glücklich miteinander verheiratet. Du hast auch deine Zustimmung zur Heirat gegeben."

„Teufel, das ist ein ganzes Wachtelnest voll Lügen!", schrie er; „ihr habt die Heirat gegen meine Weigerung durchgesetzt. Nun hast du deinen Ritter vom Bettelsack."

„Er hat ein schönes Geld gehabt, das jetzt leider verbraucht ist. Ich habe keinen Heller Geld mit in die Ehe bekommen."

„Rrrr. Du hast ein großes, schönes Haus von mir erhalten."

„Von einem bloßen Haus kann man keine Mün-

zen herunterschneiden wie die Stücklein von einem Brotlaib."

„Was Geld wert ist, kann man zu Geld machen."

„Ich möchte wissen, wie."

„Verkauf dein Haus, dann hast du 8,000 bis 9,000 Kronen blank in der Hand."

„Wo sollen wir dann wohnen?"

„In einem Sack oder in einem Korb, was weiß ich?"

„Oder bei dir?"

„Rrrr, das ginge mir noch ab. Dann hätt' ich die Allerheiligen-Litanei unter Dach. Wir bitten dich, erhöre uns."

„Ich werde dir nie mehr zur Last fallen, wenn du mir diese einzige Bitte erfüllst."

„Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf. Das wissen schon die jungen Katzen, wenn sie anfangen, Mäuse zu übertölpeln."

„Ich bin doch dein Kind. Du hast in der ganzen Welt keinen Menschen, der dir nähersteht als ich. Und du liebst mich ein bißchen."

Mrrr — mrrr.

„Du schwimmst im Geld. Was willst du denn mit der Unmasse anfangen?"

„Mich breit darauf setzen, damit mir niemand einen Kreuzer abzwacken kann."

„Wenn du einmal stirbst, fällt dein ganzer Reichtum doch uns zu, mir und meinem Bruder."

„Rrrrrrr. Da reitest du auf dem Zeppelin und fällst vom Mond herunter in den Pragser See. Ihr habt schon empfangen, was euch rechtens gebührt. Ich sterbe nicht, so lange ihr beide lebt, gerad extra nicht!"

„Wem willst du dann deinen ungeheuren Reichtum vermachen?"

„Der Wildbachverbauung in Finstermünz oder dem Kirchturm in Hinterriß."

„Mir, deiner Tochter, willst du den kleinen Geldbetrag nicht schenken oder wenigstens leihen? Wirklich nicht?"

„Keinen Heller, keinen Zepf, kein Zopfbandl. Es wäre nur in den Bach geworfen."

„Was soll ich dann tun?"

„Deine Füße über die Achsel oder unter die Arme nehmen und das Loch suchen, das der Zimmermann offen gelassen hat."

„Ich gehe schon; aber merken werd ich mir, wie du zu deiner Tochter gewesen bist."

„Merke dir nur alles, was im Katechismus drinnen steht, von mein und dein, von Sparen und Geldhinausschmeißen. Ich muß arbeiten, ich habe ehedem schon zu viel Zeit mit dir verloren. Rrrrr."

Er begann mit einem Hämmerlein auf eine Metallplatte zu klopfen — klipp, klipp, klipp und immerfort klipp, klipp, klipp, ohne der Tochter noch einen Blick zuzuwerfen.

Sie kam enttäuscht nach Hause und schilderte ihrem Mann die Auseinandersetzung mit ihrem Vater.

„Ich habe mir das gedacht", bemerkte er.

„Jetzt, Albert, bist du der einzige Mensch, der mir helfen kann", sagte sie, „und du mußt mir helfen! Du mußt mir das Geld geben, daß ich den Schmuck bezahlen kann."

„Sehr gern, Berta, wenn es möglich wäre", erklärte er; „aber es geht wirklich nicht. Wir müssen aufs äußerste sparen, damit unser Hauswesen nicht in Unordnung kommt. Ich würde gern für dich Hunger leiden; jedoch mehr und mehr in Schulden geraten und dich mit mir in Not zu stürzen, das kann ich als Mann nicht verantworten."

„Dann weiß ich keinen Ausweg mehr. Ich habe so fest auf dich gehofft, aber auch du läßt mich im Stiche."

„Es gibt einen sehr leichten Ausweg. Stelle den Schmuck dort, wo du ihn her hast, zurück und sage, dein Mann sei nicht imstande, die Schuld auf sich zu nehmen!"

„Das kann ich nicht, weil ich die Kette fix gekauft habe. Ich müßte mich furchtbar schämen vor den Leuten. Und aufrichtig gesagt, geb ich das Kleinod unter keinen Umständen mehr weg. Es ist die schönste und mir liebste Zier, die ich je gehabt habe. Ich werde mich nie und nimmer davon trennen."

„Schau, das Geschmeide ist viel zu kostbar für unsere Verhältnisse. Keine Frau und kein Fräulein in Weißenbrunn hat etwas Ähnliches. Wenn ich das teure Stück bezahlen und du es tragen würdest, würden alle Leute im Markt mit den Fingern auf dich zeigen und schreien, ich sei der größte Verschwender."

„Laß sie gattern und schnattern, was sie wollen, mir ist es ein Hochgenuß, wenn ich etwas Besseres und Schöneres habe als alle Frauen im Markt und wenn ich sogar die eingebildete Postmeisterstochter einmal ausstechen kann."

„Berta, das ist eine Überheblichkeit, und dafür geb ich kein Geld aus, nicht einen Pfennig."

„Ist das dein letztes Wort?"

„Mein allerletztes!"

„Gut, dann weiß ich schon, was ich von deiner Liebe zu halten hab."

Sie ging hinaus und blieb längere Zeit stumm.

Albert hatte mit seinem Meister im drei Stunden entfernten Dorf Lanznach umfassendere Tischlerarbeiten in einem neugebauten Haus durchzuführen und kam eine Woche lang nicht nach Hause, weil er ob des weiten Weges nicht heimgehen konnte zum übernachten. Währenddessen fand in Weißenbrunn eine prunkvolle Hochzeit statt mit großem Freitanz am Abend. Berta versagte es sich nicht, an diesem Tanz in Abwesenheit ihres Mannes allein teilzunehmen. Sie trug ein neues, fein herausgeputztes Nationaltrachtenkostüm und ihren kostbaren Schmuck um den Hals. Auf allen Seiten wurde sie angestaunt. Die anwesenden Frauensleute raunten sich abträgliche Bemerkungen zu, während einzelne Männer sie unters Gesicht rühmten, daß sie heute schöner sei denn je. Einer fragte:

„Wie kommst du zu dem prachtvollen, wunderbaren Schmuck?"

„Ich habe ihn nicht gestohlen", erwiderte sie.

„Der wird aber teuer sein."

„Nicht billig", sagte sie verschmitzt lachend; „mein Vater hat Geld, ich auch."

Sie benahm sich bei der Unterhaltung, wenn möglich, freier und ungezwungener noch als das frühere Mal, tanzte, daß die Fetzen flogen, überschäumte vor Lustigkeit und schwelgte in ihrem Selbstgefallen.

Am andern Morgen war der ganze Markt voll vom Gerede über die Tischlersfrau. Ihr Mann kehrte am Samstag abends nach Hause und erfuhr schon auf dem Wege, was seine Gattin sich bei der Hochzeit herausgenommen hatte. Ganz empört stellte er sie daheim ohne weiteres zur Rede.

„Berta, was hast du wieder getrieben?", sagte er im strengsten Tone.

„Was soll ich getrieben haben?" fragte sie trotzig.

„Das weißt du selber am besten. Du hast dich nicht entblödet, allein auf den Tanz zu gehen, hast dich mehr als unschicklich benommen und deine Ehre aufs Spiel gesetzt."

„Ach so, du hast mich ausspionieren lassen."

„Ich habe an keinen Menschen eine Frage gestellt, aber ganz Weißenbrunn redet nur von dir."

„Das freut mich, wenn sie von mir reden, sonst kommt man in Vergessenheit. Am meisten freut mich, wenn die Weibsleut grün und gelb werden vor Neid."

„Nicht nur die Weibsleut reden, sondern auch alle ernsten Männer verurteilen dein Gehaben und Gebahren."

„Auf das Lob von Männern stehe ich nicht an, auch auf dein Lob nicht", spottete sie.

„Lob darfst du von mir keines erwarten, ich muß dich in allem Ernst tadeln. Du hast deine und meine Ehre zu Grunde gerichtet. Ich muß mich schämen deinetwegen."

„So, so, so? Ich habe gemeint, du kümmerst dich nicht um mich."

„Um wen habe ich mich all die Jahre her gekümmert als einzig um dich?"

„Das erkennt man daraus, daß du nicht einen verhältnismäßig kleinen Geldbetrag für mich übrig hast, um mir aus einer schweren Verlegenheit zu helfen."

„Wenn ich das Geld übrig hätte, würde ich es dir nicht geben, weil du es nur wegwirfst und ich deinen Aufwand noch fördern würde. Das hätte kein Ende mehr."

„Von deinem Geld hab ich noch nie einen Aufwand machen können. Du tust überhaupt nichts für mich."

„So? dann will ich dir etwas sagen. Ich habe letzte Woche einen Gewandstoff angeschafft zu einem Winterkleid für dich und mich, das wir beide brauchen. Auch habe ich einen größeren Vorrat von Lebensmitteln gekauft, Weizenmehl, Schmalz, Zukker, Kaffee, damit du in der Wirtschaft leichter fort kommst. Dafür ist meine Einlage in der Sparkasse auf hundert Kronen gesunken. Du kannst alles im Laden holen."

„Ich mag von dir keinen Gewandstoff, ich nehm keinen an, bezahl ihn für dich selber. Und was die Wirtschaft angeht, laß ich mich von dir nicht bevormunden wie ein Kind und mir nicht alles klein vorgeben, als wär ich dein Dienstbote."

„Davon ist keine Rede. Ich habe den Kauf nur gemacht, damit du etwas Größeres in der Hand hast und dich rühmen kannst."

„O, ich kenn mich sehr gut aus. Du hast die fünfzig Kronen weggeschmissen, damit du sagen kanst, daß du nicht mehr so viel Geld besitzest, um die Schuld, die mich drückt, zu begleichen."

„Auf diesen Gedanken bin ich gar nicht verfallen, sondern ich wollte dir wirklich nur einen Dienst erweisen, eine Hilfe, um dir den Haushalt zu erleichtern."

„Den Haushalt kann ich dir erleichtern. Ich werde fortgehen und dich einmal allein lassen. Dann hast du einen Löffel weniger im Haus und ersparst dir etwas an Lebensmitteln."

Er hielt dieses Wort, das sie im Zorn hinwarf, für eine eitle Drohung und sagte nichts dazu. Doch sollte er sich täuschen. Sie packte am Montag früh einige Kleider und ging zu ihrer Freundin, der

Weißnäherin Gritsch in Hellenstein, bei der sie unschwer Aufnahme fand. Als der Mann nach einer Woche erfuhr, wo sie sich aufhalte, ging er zweimal hin, um ihr in Güte zuzureden, daß sie doch heimkehre. Beide Mal traf er sie nicht. Die Weißnäherin gab ihm Bescheid, Berta sei nach auswärts gegangen — heute dahin, an einem andern Tag dorthin. Albert merkte sehr wohl, daß die Gattin abgemachter Sache vor ihm sich verleugnen lasse; darum tat er vorläufig keinen weitern Schritt mehr.

Berta hatte einige Kleider nötig, die sie von daheim holen mußte. Dafür wählte sie aber einen Nachmittag, wo sie wußte, daß der Mann bei seinem Meister arbeite und nicht zu Hause sei. Sie hörte und sah auch nichts von ihm. Auf ihrem Rückweg nach Hellenstein begegnete ihr zufällig der Heimatpfarrer. Dieser hielt sie ein wenig an und fragte:

„Berta, wohin denn?"

„Ich mache einen kleinen Gang nach auswärts", erwiderte sie befangen.

„Du wirst es mir nicht verübeln, wenn ich dich auf etwas aufmerksam mache."

„Bitte schön, Herr Pfarrer."

„Du bist mein Seelsorgs- und ehemaliges Schulkind; darum spreche ich ganz einfach und aufrichtig mit dir . . . Es geht ein starkes Gerede über dich in Weißenbrunn herum. Die Leute erzählen, daß dein Mann dich wegen der Teilnahme am Hochzeitstanz ohne sein Beisein scharf hergenommen habe; du seiest darauf ihm davongelaufen und haltest dich an einem fremden Orte auf."

„Was die Leute klatschen, dürfen Sie nicht alles glauben, Herr Pfarrer", tat sie gekränkt; „ich helfe nur meiner Freundin Gritsch in Hellenstein bei ihrer vielen Arbeit aus. Vom Davonlaufen ist keine Rede."

„Deine Aushilfe bei der Freundin wird doch nicht sehr lang dauern?"

„Wie lang weiß ich nicht. Schon noch einige Zeit."

„Ist dein Mann damit einverstanden, daß du lange von ihm fortbleibst?"

„Vielleicht ist er froh, wenn er einmal kann allein sein."

„Das glaube ich nicht. So viel ich ihn kenne, ist dein Mann ein netter, braver Mensch und vermißt dich jedenfalls."

„Das mag sein; aber ein bißchen Freiheit muß die Frau doch auch haben."

„Mit der Freiheit, meine gute Berta, ist es eine eigene Sache, wenn man verheiratet ist. Du weißt doch, daß Eheleute einander nicht verlassen dürfen, sondern in Glück und Trübsalen, in Lieb und Leid beieinander verharren müssen, bis sie der Tod scheidet."

„So genau wird das nicht zu nehmen sein."

„Sehr genau, und für die Frau um so mehr, als sie versprochen hat, dem Manne untertänig zu sein."

„Das hab ich nicht versprochen."

„Doch, doch, vor dem Altar, feierlich, Hand in Hand. Wenn die Frau leichtfertigerweise davongeht, verletzt sie schwer ihre Pflichten."

Sie wurde rot bis über die Stirn und sagte zornig:

„Was meine Pflichten sind, weiß ich gut und lasse mir von niemand etwas vorwerfen."

„Ich werfe dir nichts vor, sondern wollte nur als Seelsorger dich an etwas erinnern, das du vielleicht vergessen hast."

„Ja, ja, Männer helfen immer zusammen, die Frau kann nur sich selber helfen. Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, muß jetzt aber gehen. Gute Nacht!"

Verblüfft, enttäuscht sah er der Davoneilenden nach. Diese war furchtbar erbittert auf ihren Mann. Redete sie sich doch ein, ja hatte die feste Überzeugung, der Mann sei bei dem Pfarrer gewesen und habe sie in aller Form beim Seelsorger angeklagt, damit dieser gegen sie etwas unternehme. Daß der Mann sich nicht entblödet, sie beim Pfarrer, an dem sie noch mit Verehrung hängt, schlecht zu machen, ist eine Gemeinheit, unverzeihlich! Ihre Erbitterung wider den Mann wuchs von Schritt zu Schritt. Ein solches Vorgehen wider sie hätte er sich niemals erlauben dürfen. Mächtig bäumte sich ihr Stolz auf. Was alles hat der Mann von i h r, was sie von i h m? Ihr Herz brütete Rache. Auf alle Fälle muß sie sich Genugtuung verschaffen. Sie wird dem Mann seine Niedertracht gründlich heimzahlen. Aber wie? Wenn sie nur Geld genug hätte, um sich von ihm vollkommen unabhängig zu machen! Doch woher nehmen und nicht stehlen? Da fiel ihr ein Wort ein, das ihr Vater bei der jüngsten Unterredung hatte fallenlassen. Der Vater hatte gesagt: „Verkaufe dein H a u s, dann hast du 8,000 bis 9,000 Kronen blank in der Hand." Konnte sie das machen! — Warum nicht? — Es stand ja ganz in ihrem Belieben. Sie dachte eine Zeitlang nach, dann war sie in ihrem Stolz, in ihrem stürmischen, unberechenbaren Wesen schon dazu entschlossen. Das Haus ist ihr uneingeschränktes Eigentum, sie kann damit anfangen, was sie will. — Und wozu sie sich entschlossen hatte, das führte sie rasch aus. In den nächsten Tagen schon verkaufte sie ihr Haus mit dem größten Teil des

Inventars an den Viehhändler Gabl in Weißenbrunn um 8,200 Kronen. Die Kunde davon verbreitete sich mit Windeseile im ganzen Markt.

So unleugbar die Tatsache war, konnte Albert, der Tischler, doch nicht daran glauben. Er wollte nach Hellenstein gehen und die Frau aufsuchen, da kam sie schon selbst daher.

„Berta, ist es wahr, ist es möglich?" rief er sie an. „Die Leute sagen, du hättest dein Haus verkauft."

„Das ist schon so", entgegnete sie kurz.

„Warum denn um Gotteswillen?"

„Ich wollte ein größeres Geld in die Hand bekommen, damit ich nicht immer jeden Pfennig von dir erbetteln muß."

„Das ist doch unsinnig überstürzt. Soweit kennst du mich doch, daß ich im äußersten Fall meinen letzten Heller Lohn für dich geopfert hätte."

„Es kommt mir nicht auf den Halsschmuck an, sondern darum, daß ich frei und selbständig werde."

„Heiliger Gott, du wirst dich doch nicht von mir trennen wollen?"

„Das gerade nicht. Aber alles von dir gefallen laß ich mir auch nicht mehr."

„Was hab ich dir getan?"

„Du hast mich wegen der Kleinigkeit, daß ich bei der Hochzeit getanzt habe, bös gescholten und gerüffelt wie einen Schulfratz. Das hätt' ich noch ertragen; aber daß du zum Pfarrer gegangen bist, bei ihm mich schlecht gemacht, verschergt und angeklagt hast, damit er etwas gegen mich unternehme, das war eine Niedertracht, die ich dir niemals verzeihen kann."

„Ich habe mit dem Pfarrer kein einziges Wort verloren, bin länger als ein Jahr mit ihm allein nicht mehr zusammengetroffen."

„Wer's glaubt!"

„Wenn du's nicht glaubst, gehen wir miteinander zum Pfarrer und fragen ihn."

„Zum Pfarrer geh ich nicht. Ich laß mir von ihm nicht wieder den Kopf waschen und mich abkanzeln."

„Was der Pfarrer mit dir gehabt hat, weiß ich nicht. Ich bin durchaus unschuldig. Darum hättest du das Haus nicht verkaufen müssen."

„Es ist verkauft, basta!"

„Ist dir nicht eingefallen, daß du mit dem Haus auch mich, deinen Mann, verkauft hast?"

„D i ch verkauft? Wieso?" stutzte sie.

„Du hast mir bei unserer Heirat ein sicheres Heim zugesagt, und ich habe fest damit gerechnet."

„Ah so, du hast nicht mich, sondern mein Haus geheiratet!"

„Daß das nicht der Fall ist, weißt du selber am besten. Doch nun stehe ich blutt und bloß, betrogen da, und habe nicht einmal eine Wohnung mehr."

„Wohnungen gibt es genug in Weißenbrunn."

„Suche nur eine."

„Das ist nicht meine Sache. Für die Wohnung in einer Ehe muß der Mann sorgen und aufkommen."

„Du must den Verkauf rückgängig machen."

„Das kann und tue ich nicht. Der Kauf ist rechtlich vor drei Zeugen erfolgt und schriftlich niedergelegt worden. In vier Wochen müssen wir das Haus räumen."

„So schnell, um Gotteswillen! In so kurzer Zeit wird es unmöglich sein, eine entsprechende Wohnung aufzutreiben."

„Tu, was du kannst. Ich gehe zu meiner Freundin Gritsch in Hellenstein und warte dort auf eine Nachricht von dir, daß du eine Wohnung hast. Dann komme ich wieder her."

„Ich tue gar nichts."

„Ich auch nichts."

Mit diesem unmutig hingeschleuderten Wort eilte sie davon. Der Mann blieb außer Fassung zurück. Er kannte seine Frau nicht mehr. Es war ihm unergründlich, erschien ihm fast unmöglich, daß sie so rücksichtslos, so voreilig, ohne jede Aussprache mit ihm zu dem feindseligen Vorgehen sich plötzlich entschließen konnte. Was hatte er ihr denn getan? Er war immer voll Wohlwollen, voll Liebe und Freundlichkeit zu ihr gewesen. Außer der nötigen Weigerung, ihren übermäßig kostbaren Halsschmuck zu bezahlen, außer der zahmen Mahnung zur Sparsamkeit und wegen ihres Gebarens gelegentlich des zweimaligen Tanzes hatte er nie ein unebenes Wörtlein fallen lassen. Da lag tatsächlich kein Grund vor zu ihrer schroffen Handlungsweise. Die wahre und wirkliche Ursache mußte eine andere sein, doch vermochte er sie aus ihren Äußerungen bei der eben gehabten Unterredung nicht zu enträtseln. Ist Berta seiner überdrüssig geworden und schon halb oder ganz entschlossen, sich von ihm zu trennen? Das kann er aber denn doch nicht glauben. Immerhin war er tief gekränkt, schwer beleidigt ob ihres Verhaltens zu ihm. Eigentlich hätte er zornig auf sie sein müssen, aber das brachte er nicht fertig. Wenn er ihr photographisches Bild ansah, das auf seinem Tische stand, wurde die Liebe zu ihr immer wieder rege und warm. — Da hilft nichts, er wird doch nach einer neuen Wohnung umschauen müssen. Dazu hatte er aber keine Zeit mehr.

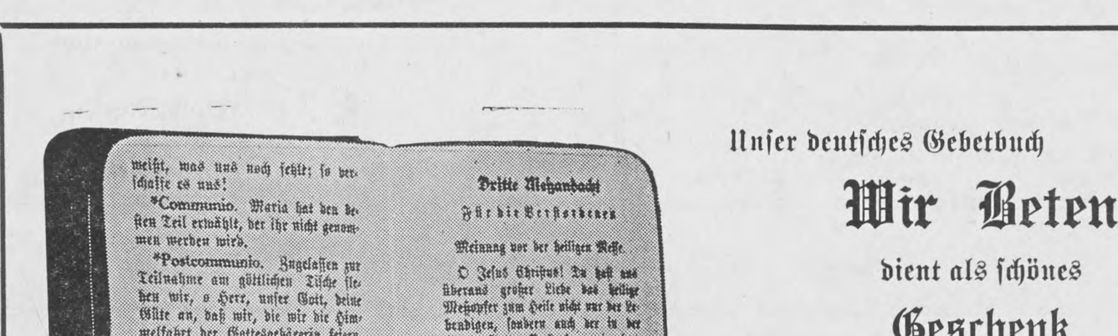
Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Der Monat Mai ist Unserer Lieben Frau gewidmet. Im Mai 1917 zeigte sie sich drei kleinen Kindern in Fatima und trug ihnen auf, jederzeit bereit zu sein, Opfer für die Sünden der Welt zu bringen. Tausende von Menschen ziehen nun zum Gnadenort in Fatima, Maria, die Mutter des Herrn, zu verehren und sie um Schutz und Schirm für die Nöte dieses Lebens zu bitten. Wir können nicht nach Fatima. Wir können jedoch zu Unserer Lieben Frau von Fatima beten. Und die Sühneopfer für die Sünden der Welt, von denen Maria in Fatima sprach, suchen wir durch unsere bescheidenen Opfer für die Priestererziehung zu bringen. Maria wird uns unseren guten Willen segnen.

Bisher eingenommen	$1,759.30
Ein Leser,	2.00
Joh. Weiß, St. Walburg, Sask.	2.00
Ein Leser, Claybank, Sask.	20.00
Ein Leser, Cudworth, Sask.	5.00
Ein Leser, Regina, Sask.	2.00
Joh. F. Gurski, Bay Trail, Sask.	3.00
Mrs. P. J. Hettler, Youngstown, Alta.	1.00
Mrs. K. Harsche, Sedley, Sask.	5.00
Val. Baron, Richmound, Sask.	10.00
	$1,809.30

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.



weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

Dritte Meßandacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe.

O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $1.75

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada